welt bewegt

DEZ. 2017 – FEB. 2018 C 51 78

Glauben

nordkirche weltweit
ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE

Ich glaube, dass es nach jeder Dunkelheit hell werden wird
und dass auf die Winter neue Frühlinge folgen.
Ich glaube, dass hinter den Nebeln die Sonne wartet,
und es, jenseits der dunklen Nacht Sterne regnet
Ich glaube, dass dieses verloren gegebene Schiff
den Hafen erreichen wird.
Ich glaube, an die Würde des Menschen,
der geschaffen ist nach dem Bilde Gottes.
Ich glaube, dass alle Menschen eines Tages in Fülle leben,
dass sie satt werden, und genug von
dem haben werden, was sie brauchen.
Ich glaube an die Vernunft des Menschen
und nicht an die Stärke von Waffen.
Ich glaube, dass der Friede über die Erde ausgesät wird.

Ich werde mich meiner Hoffnung nicht berauben lassen!

Glaubensbekenntnis aus Chile

Textquelle: „Gebete aus der Ökumene", Missionshilfe Verlag, Hamburg 1999
Fotos: C. Plautz (1), C. Schmidt (1), E. Fuchs (1), Istock (1), gemeinfrei (1), R. Boß (1), K. Schall (1), K. Gralla (1), C. Wenn (2), E. Lau (1), A. Reimers-Avenarius (1), B. Henrich (1), E. v. d. Heyde (1)

Inhalt

Was bedeutet Glaube eigentlich?
4 Er ist Teilhabe am großen Ganzen. Aber zum Glauben gehören auch Zweifel, meint Friedemann Magaard.

Warum bist du nicht Buddhist?
18 In der Begegnung mit dem Buddhismus entdeckte Jörn Möller den Kern seines Glaubens.

Wer über Glauben spricht, wird verletzlich
9 Für die Generation von Luise Heitkamp ist es sehr ungewohnt über den Glauben zu sprechen.

Freude am Anderen
20 In der Ökumene erfährt Annette Reimers-Avenarius neue, sinnliche Facetten ihres Glaubens.

„Ich beginne, mir Fragen neu zu stellen"
10 Freiwillige schildern die Erfahrungen mit ihrem Glauben im Ausland.

Wer häufig betet, ist nicht immer frömmer
24 Maiyupe Par hat verschiedene Frömmigkeitskulturen kennen- und schätzen gelernt.

Im Dialog entsteht etwas Neues
12 Wie wirken sich interkulturelle Begegnungen auf den eigenen Glauben aus?, fragt Stefan Block.

Raus aus der Komfortzone
26 Der Glaube wächst nur in der Begegnung mit der Realität, erklärt Vladimir Khulap.

Glaube braucht Übungsräume
14 Welchen Raum hat der Glaube im Alltag? Erfahrungen der Strandpastorin Katharina Gralla.

Kirche muss auch politisch sein
28 Auf der Studienfahrt der Tansaniagruppe Heikendorf ging es auch um Glauben und Politik.

Und was glaubt ihr?
16 Dr. Andreas Tietze hat auf seiner Nordkirchentour Jugendliche besucht. Silke Roß hat ihn begleitet.

Unser Reichtum fördert Armut
30 Um Impulse aus der Tagung des Lutherischen Weltbundes in Namibia ging es bei der Generalversammlung.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

was glauben wir eigentlich? Wie glauben wir? Welche Rolle spielt der Glaube im Alltag und in der Gesellschaft? Spielt er überhaupt noch eine Rolle? Und, wie sieht es bei den 20- bis 30-Jährigen aus? „Für unsere Generation ist es sehr ungewohnt über den Glauben zu sprechen", schreibt die 21-jährige Luise Heitkamp. Doch sie hat Fragen: Wie gehen wir mit dem Leben um? Wie geht das Leben mit uns um? Was bedroht unsere Hoffnung? Wofür stehe ich ein? Aber auch: Wo finden wir Antworten – und Hoffnung? Die Fragen kreisen um das Thema Glauben, ohne das Wort zu nennen. Im Hebräischen gibt es für Glauben die Vokabel *aman*, was in etwa bedeutet: „sich an etwas festmachen" und das griechische Wort *pistis* kreist wie das lateinische *fides* um die Bedeutung: „Vertrauen". Hinter diesen Worten steht die Frage, worauf wir unser Leben gründen und auf welchen Visionen wir bauen. Demnach hat der Glaube wenig mit dem Fürwahrhalten von Dogmen zu tun. Im Gegenteil. Zum Glauben gehören Zweifel unbedingt dazu. „Der Zweifel ist kein Fremdkörper, sondern ist wesentliches Element einer Glaubenserfahrung", schreibt der Theologe Friedemann Magaard. Zweifel halten den Glauben lebendig. Der Glaube ist keinesfalls nur eine Sache der Innerlichkeit. Glauben lenkt nicht von der Welt ab, sondern führt zu ihr hin. In diesem Sinne hat der Glaube auch eine politische Dimension. Die Theologin Dorothee Sölle formuliert es am Schluss ihres Glaubensbekenntnisses so: „Ich glaube an den gerechten Frieden, der herstellbar ist, an die Möglichkeit eines sinnvollen Lebens für alle Menschen, an die Zukunft dieser Welt".

Gesegnete Weihnachtstage und ein gutes neues Jahr wünscht

Ihre Ulrike Plautz

P.S. Wie immer freuen wir uns über Ihre Anregungen, Kritik und Ideen.

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: weltbewegt (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Klaus Schäfer (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Constanze Bandowski, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 520 604 100 000 111 333 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir u. a. abwechselnd die männliche und weibliche Form benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.

Was bedeutet Glauben eigentlich?

Friedemann Magaard

Sie sind auch nicht gläubig, wie?“, fragte Haines. „Ich meine, gläubig im engeren Sinne des Wortes. Schöpfung aus dem Nichts, Wunder, ein persönlicher Gott.“

„Es gibt nur einen einzigen Sinn des Wortes, scheint mir“, sagte Stephen …

„Ja, natürlich“, sagte er, als sie weiterschritten. „Man glaube entweder oder man glaube nicht, wie? Ich persönlich habe die Idee vom persönlichen Gott nie verdauen können. Ihnen kann ich damit auch nicht kommen, nehme ich an, oder?“

„Sie erblicken in mir“, sagte Stephen mit grimmigem Missvergnügen, „ein grausiges Beispiel für die Freigeisterei.“

Es gibt nur einen einzigen Sinn des Wortes Glauben, mutmaßt Stephen Dedalus, eine stark autobiographisch geprägte literarische Figur in Ulysses, dem Jahrhundertroman von James Joyce. Das gilt zumindest für denjenigen, der sich mit dem Glauben oder dem, was er als Verständnis von Glauben voraussetzt, nicht gemein machen kann. Wer den Glauben ablehnt, kann es sich leisten, vom Glauben als einem Monolith zu reden. „Man glaube entweder oder man glaube nicht.“ Drinnen-Draußen. An-Aus. Weiß-Schwarz. Der grimmig verworfene Glaube als zementierter Block: Das erscheint wie eine Spiegelung zu denjenigen, die ihren Glauben als heiligsten Gral, als den alleinigen Zugang zur alleinigen Wahrheit verstehen. Fundamentalisten – die einen wie die anderen.

Wer vom Glauben spricht, sollte diese Vereinfachung überwinden, Grautöne suchen, Zwischentöne aufspüren. Wer vom Glauben spricht, muss den Zweifel kennen. Den Zweifel aber nicht als Gegenpol zum Glauben, sondern als Teil der einen großen Suchbewegung. „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Mk 9,24). Der Zweifel, der etwas will, der hadert, fordert, der trauert, der verzweifelt – dieser leidenschaftliche Zweifel ist kein Fremdkörper zum Glauben, sondern wesentliches Element einer Glaubenserfahrung, die mit dem Gegenstand des Glaubens ernsthaft ringt. Wer so vom Glauben spricht, weiß den Zweifel zu schätzen, achtet ihn stets, liebt ihn sogar mitunter.

In diesem Sinne werde ich vom Glauben schreiben, als Warft im Sturm, als Rahmen, der die Welt deutet, und vom Glauben, der wie Verliebtsein ist, nur viel schlimmer.

„Der Glaube ist auch so ein Rettungsort in den Fluten, eine Warft.“

Foto: Hallig Hooge mit Warft

Der Glaube ist eine Warft

Wenn Stürme über das Land ziehen und das Meer das Vorland in Nordfriesland überspült, retten sich die Schafe auf künstliche Hügel, um die Flut zu überleben. Der Glaube ist auch so ein Rettungsort in den Fluten, eine Warft. In mühsamen Prozessen beschreiben diese Zufluchten Glaubensinhalte, die gemeinsam gelten. Konsenssätze. Sie beschreiben gemeinsame Identität nicht abschließend, aber hinreichend. In den altkirchlichen Konzilien schafften Christen notwendige Klarheit, um handlungsfähig zu bleiben. Glaubensbekenntnisse, wie auf dem Konzil von Nizäa 325 beschlossen, waren nicht vom Himmel herabgebetet, sondern Ergebnisse politischer Debatten. An der Frage der Gottessohnschaft werden Richtungsentscheidungen ausgefochten. Der eine Flügel setzt sich durch, der andere wird ausgegrenzt. Das Augsburger Bekenntnis gab dem Evangelischsein Kontur. 1530 war es Zeit, Klarheit zu schaffen, Abgrenzung gegenüber der Schweizer Reformation und gegenüber Rom. Warften, die den Schäfchen in stürmischer Zeit Orientierung geben: Hier sind wir sicher, wir gehören zusammen. Von Menschen aufgeschüttete Hügel, nicht gottgegeben. Aber notwendig. Weil geistliches Leben und geistliche Gemeinschaft einen Halt brauchen. Es gibt ein Zuviel an Dynamik, das das Zusammenleben sprengt. Mit den Glaubensbekenntnissen, das muss man wissen, ist göttliche Wahrheit nicht umfassend beschrieben, schon gar nicht abschließend. Die Bekenntnisse sind das Ergebnis menschlicher Bemühungen um größtmögliche Übereinstimmung. Wichtig war vor allem, das Zusammenleben theologisch zu konstituieren. Nicht mehr, nicht weniger. Um diese Grundsätze scharen sich Menschen, in konzentrischen Kreisen, mal mehr, mal etwas weniger gebunden. Je nach dem Spirit, der in der Gruppe herrscht, erträgt die Gruppe ein mehr oder weniger Dazugehören. In finsteren Zeiten wurden Glaubenssätze mit der Hellebarde abgegrenzt. Heute treten konfessionelle Differenzen zurück. Deutungsrahmen, die die Welt rein materialistisch erklären oder eine spirituelle Dimension zulassen, markieren Unterschiede, oder die Frage nach Liberalität versus Fundamentalismus.

Foto: S. Buhmann/Wikimedia (1)

Glaubenssysteme sind Deutungsrahmen

Ein paar Schritte von meiner Haustür entfernt lässt ein Nachbar die schönsten Blumenrabatten der Stadt erblühen. Zwischen Bürgersteig und Fahrbahn gärtnert er im öffentlichen Raum, dass es eine Freude ist. Mitten in die Blumenpracht setzt er einen leeren Bilderrahmen. Der wird immer mal umgestellt, so dass er meinen Blick mal auf weiße Röschen, mal auf kleine gelbe Sonnenhüte lenkt. Salomo in seiner ganzen Herrlichkeit könnte diese Schönheit nicht übertrumpfen. Mein Nachbar versteht, das Prassen des Schöpfers mit seiner Blumenwelt trefflich zu inszenieren.

Immerzu setzen wir Rahmen um das, was wir wahrnehmen. Denn die Welt ist zu komplex, schon mein eigenes Leben so voll an Eindrücken, dass ich sortieren, gewichten, einrahmen muss – wie viel mehr die verwirrend komplizierte Wirklichkeit als Ganzes! Ich benötige Deutungsrahmen, mit dem ich mir einen überschaubaren Abschnitt herausnehme und mich damit orientiere. Wer das Ganze wahrnehmen oder gar verstehen will, wird in der Fülle den Überblick verlieren.

Glaubenssysteme sind Deutungsrahmen. Sie tragen dazu bei, dass ich die Welt verstehe. Etwa die Natur als Schöpfung, was zur Folge hat, dass Tiere, Pflanzen, Menschen mehr sind als nur Lebewesen: Sie sind Mitgeschöpfe. Sie sind mehr als bloß Fresskonkurrenten oder Produktionsgüter. Die Folgen für den Alltag können gravierend sein.

Weltbilder setzen Deutungsrahmen voraus. Nicht nur religiöse Modelle basieren auf Glaubenssätzen. Ökonomische wie naturwissenschaftliche Systeme brauchen Basissetzungen. Von daher lassen sich alle Deutungsmuster als Konstruktionen verstehen, von Menschen gemachte Modellbauten. Es wundert nicht, dass diese Denkweise, die von der Konstruktion der Realität durch den Betrachter ausgeht, selbst vor den religiösen Setzungen nicht Halt macht. Selbst wenn der zentrale Gegenstand religiöser Betrachtung das Absolute selbst ist. Mag man auch Gott – Urgrund, Geistkraft, das Absolute selbst – dem Relativismus der Modelltheorie entziehen wollen, muss jede Rede von Gott, jeder Versuch, das Absolute gedanklich einzufangen oder gar normativ zu greifen, ein Spiel mit Deutungsrahmen sein. Die zahllosen Versuche, das Absolute zu objektivieren, sind stets daran zerborsten, dass es unmöglich ist, einen Gottesbeweis zu führen. Kein frommer Mensch leidet wirklich darunter. Es ist nicht weiter schlimm. Doch weist dieses Scheitern die Rede von Gott in demütige Grenzen. Gott wäre nicht Gott, wenn er sich umfassend durch den Menschen abzirkeln ließe. Die Relativität meiner religiösen Erkenntnis fordert aber Rückschlüsse über andere religiöse Deutungsrahmen ein.

„Zweifel ist kein Fremdkörper im Glauben, sondern wesentliches Element einer Glaubenserfahrung.“

Abbildung: „Der Zweifler“, Gemälde von Gustav Jagerspacher 1921

Gott ist größer als alle Theologie

Mit dem Münsteraner Religionswissenschaftler Perry Schmidt-Leukel tut man gut daran, nicht dem eigenen Deutungsrahmen alleinigen Zugang zur letzten Wahrheit zuzuschreiben oder zumindest den tiefsten Zugang, während andere Religionen nur wenig und an der Oberfläche graben. Vielmehr lehrt fromme Demut, sich der Wertung über andere Rahmen zu enthalten. Gott ist größer als alle Theologie. Gott offenbart sich frei, wie er will. Die Offenbarung als Mensch in Christus Jesus ist tief und wahr. Das können Christen glauben, ohne dem johanneischen Christus-Wort „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ die Zuspitzung als einziger Weg zuzuschreiben. Sie können sich zu Christus bekennen, ohne Wenn und Aber, und können gleichzeitig nicht ausschließen, dass sich Gott auch anders denn als Abba, als himmlischer Vater, zeigen könnte und es somit Gotteserfahrungen jenseits eines Christusbekenntnisses geben könnte. Reinhard von Kirchbach, der Propst in Schleswig war und Pionier interreligiöser Begegnungen in Norddeutschland, spricht von einer tiefen spirituellen Freude, die sich von Abgrenzungen nicht beeindrucken lässt. In von Kirchbachs theopoetischen Texten ruft Gott eine innerliche Weite aus, in der das Lob Gottes keine Grenzen von religiöser Identität kennt. „Du musst dich nicht wundern, wenn andere Mich mit Namen anrufen, die du nicht kennst. Lass dich nicht irre machen, weder durch die Worte, die sie brauchen, noch durch die Art, wie sie Mich anrufen.“ Abgrenzungen bekommen eher den Klang von Geschwisterneid: „Warum bist du neidisch, wenn Ich deinen Bruder anrühre, dass er anfängt zu singen, und nicht aufhört Meinen Namen zu preisen? Oder warum versuchst du dich einzudrängen in das Licht, mit dem Ich deine Schwester erleuchte? Du kannst doch bei Mir bleiben nur, wenn du der Freude keine Grenzen setzt, die wie ein Spiegel Meiner Gegenwart leuchtet.“

Macht diese geistliche Weite die Freude am Getauftsein, die Freiheit eines Christenmenschen und die christliche Gewissheit am Ende kleiner – angesichts menschlicher Sterblichkeit und der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod? Warum sollte sie? Aber dieser Begriff eines multireligiösen Deutungsrahmens hat Folgen für eine Idee von Mission, die sich lange Zeit nur an der Bekehrung anderer orientiert hat.

Glaube ist wie verliebt sein

Liebe soll blind machen, heißt es. Zumindest das Verliebtsein, bei dem die Betroffenen den Rest der Welt vergessen und sich dem geliebten Menschen in die Arme werfen und der Liebe selbst. Kritische Distanz hat in diesem Aggregatzustand nichts zu suchen, skeptische Prüfung findet nicht statt. Die Unvollkommenheit, sonst gern betrachtetes Lieblingsmotiv im Alltag, verschwimmt. Verliebte sehen ihre Liebe nicht mit den Augen der Realität, sondern sind fasziniert von der Potenzialität. Sie sehen die mögliche Schönheit eines Menschen. Ist das, was sie da erkennen, unwahr, nur weil es nicht kritisch verifizierbar ist? Glauben im tiefen, im wesentlichen Sinn hat mit den theologischen Konsensdebatten von Konzilien und dem vergleichenden Blick auf andere Lebens-, Welt- und Gottesdeutungen nichts zu tun. Gar nichts. Glauben im wesentlichen Sinn ist wie verliebt sein. Sich dem Leben in die Arme werfen. Vertrauen können, dass das Leben gelingt. Es geht nicht um redliches Abwägen, sondern um letzte Entschiedenheit. Unbedingt, ohne Einschränkung, ohne Ja-aber. Derartig in ein Leben geworfen sein, das ist eine existenzielle Erfahrung. Ich lebe vor Gott, eingehüllt in seine Liebe. Ich kann nicht anders. Ich will nicht anders.

In der Lebenswelt ohne religiöse Deutung findet dies höchstens eine angedeutete Entsprechung nur in der Liebe, im verrückten Verliebtsein. Im Englischen „fallen in love“, Leben im freien Fall. Und in der Liebesentscheidung der Ehe: Zwei Menschen sagen einander Ja, ohne Wenn, ohne Falls und ohne Aber. Die mystische Tradition scheut den Vergleich mit der Liebe nicht, mit sich verlierender Ekstase und verschmelzender Vereinigung, sie sucht den Vergleich mit sexuellem Glück, auch wenn die strengen Glaubenswächter die Nase rümpfen. Anrüchig finden sie, was derart prallvoll nach Leben schmeckt.

Wenn Glauben wie verliebt sein ist, weil Glauben im wesentlichen Sinn nichts vom Fürwahrhalten von Dogmen hat, sondern ein sich anvertrauen meint, mit Haut und Haar, mit Schuld und Scham, mit Verzagtheit und panischer Angst, – alles werfe ich in Gott und stürze mich vertrauend hinterher. Wenn Glauben also wie verliebt sein ist, dann fehlen auch nicht die Schattenwürfe der menschlichen Verliebtheit, nichts davon. Das verliebt glaubende Herz kennt die Eifersucht und den Liebesschmerz, die ganze große Quälerei. Selbstentwertung, weil ich doch der Liebe der Angebeteten nicht wirklich wert sei. Der Zweifel, dass ich irren könnte, und die Ver-Zweiflung, wenn ich mich verloren fühle, weil die Antwort ausbleibt. Das Ringen mit dem anderen und die Wut, verletzt, gekränkt, beschämt. Luthers Glaubensgewissheit wurde aus schwersten Zweifeln geboren, die Selbstzweifel waren. Leibnitz haderte mit seinem Glauben, weil er nicht zusammen denken konnte, dass über einer bösen Welt ein gütiger und zugleich allmächtiger Gott herrscht. Kierkegaard adelte den Zweifel, weil er Glauben nur als Paradox fassen konnte. Nur ein ringender Glaube ist lebendig, ringend, beißend, im Kampf mit Gott oder mit dem, dem wir einen Rahmen umgesteckt haben.

„Man glaube entweder oder man glaube nicht.“ Ist dies die saubere Systematik eines distinguierten Aristokraten, der sich die Leidenschaft von Zweifel und Vertrauen geschickt vom Leibe hält? In Wahrheit ist es komplizierter. Der Glaube kann nicht ohne Zweifel sein, ohne Irritation, ohne nagende Anfrage. Weil es um die Liebe geht und weil der Glaube aus Liebe geschieht. Wenn Glauben nicht das Fürwahrhalten von Dogmen meint, sondern Gottvertrauen, so ist dies Antwort, Resonanz. Gottvertrauen antwortet auf eine Erfahrung, geliebt zu sein, vorbehaltlos geliebt zu sein. Ohne Wenn und Aber. Wer das erfährt, dem steigt diese Erfahrung zu Kopfe. Und ins Herz. Darauf antwortet der glaubende Mensch, mit klopfendem Herzen, verstört manchmal, tastend, aber mit der Sehnsucht, sich ohne Kompromisse auf die Seite Gottes zu schlagen. Von sich selbst erwartend, das bekennende Ja sei ohne Wenn und Aber. So verständlich und so innig der Wunsch auch sein mag, ohne Ambivalenzen ist keine noch so existentielle Entscheidung zu haben. Und so schimmert ein jeder Mangel an Entschiedenheit schmerzvoll durch das glaubende Bekennen hindurch: nicht genug geliebt, nicht entschieden genug bekannt, nicht eindeutig genug vertraut. Das tut richtig weh. Leiden ist jedoch Bestandteil von Leidenschaft. Glaube ist schlimm, wie verliebt sein.

Teilhabe am großen Ganzen

Leidenschaft firmiert unter Liebenden als Entschiedenheit, letzte Hingabe. Mit weniger ist auch der Glaube nicht zu haben. Sören Kierkegaard hätte spucken können angesichts bürgerlicher Wohnzimmerstubenfrömmigkeit. Er verachtete das laue christliche Lüftchen, pfiff auf bequeme Freundlichkeitsethik. Christlicher Glaube hat für den streitbaren Dänen immer etwas mit Risiko zu tun und mit Schmerz, so wie die Liebe auch. Leiden ist Bestandteil der Leidenschaft, nicht nur sprachlich, sondern existenziell. Die Zerrissenheit, der Zweifel, die Qual sind nicht Gegenteil zum Glauben, sondern Teil der einen großen Bewegung, mit der sich die Glaubenden suchend vortasten und dann dem Leben in die Arme werfen und dem Göttlichen anvertrauen. Der Glaube ist kein Kopfding. Auch kein Gefühl. Er ist Teilhabe am großen Ganzen, und damit ein alles durchdringendes, zartes oder zittriges oder kraftvolles Ja. Sich dem Leben in die Arme werfen, das geht aber nur ganz oder gar nicht. Ein existenzieller Sprung. „Man glaube entweder oder man glaube nicht.“

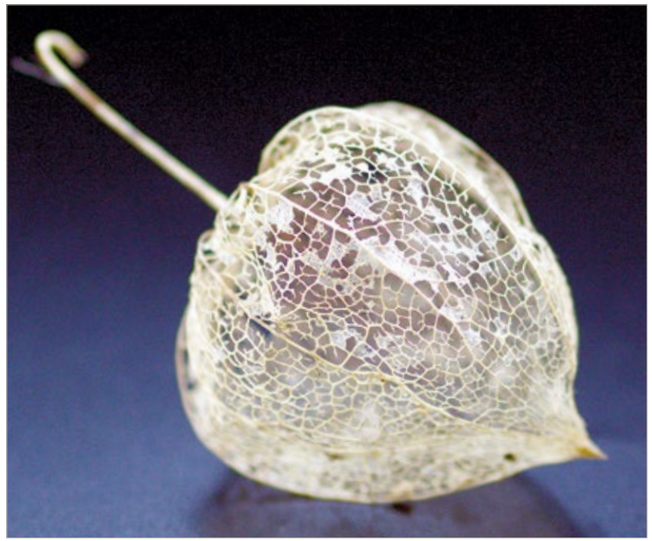
Friedemann Magaard *ist theologischer Leiter des Christian Jensen Kollegs in Breklum.*

Fotos: G. Grützmann (1), gemeinfrei (1)

Du hast nur den Namen
und die Worte,
die Ich dir schenke.
Wenn du andere Namen hörst,
lass sie neben dir leben.
Hast du nicht gesehen,
wie Kinder zusammenspielen,
auch wenn sie einander fremd sind?
ICH möchte, daß ihr zusammenspielt
In den verschiedenen Gärten Meiner Welt.
…
Wenn Ich dich in andere Gärten aussende,
erwarte nicht,
daß sie dieselbe Sprache sprechen,
oder dieselben Spiele
unter denselben Bäumen spielen,
die dir vertraut sind.

Versteife dich nicht,
als wären Meiner Liebe irgendwo Grenzen
gezogen.
Strecke dich aus
auf die Erde
und küsse sie.
Denn es gibt kein Herz,
durch das nicht Mein Atem geht,
und keinen Ort,
über dem nicht Mein Geist schwebt,
daß Ich eine Heimkehr erwecke
in Meine Herrlichkeit hinein.

aus: Reinhard von Kirchbach: „‘Komm, ICH will mit dir reden‘ Begegnungen in Indien, Israel und Pakistan, gespiegelt in meditativen Gebeten“, hrsg. von Hans-Christoph Goßmann und Michael Möbius



Wer über den Glauben spricht, macht sich verletzlich

Luise Heitkamp

Sie fühlte sich komisch an, die Frage: Woran glaubst du? Unbehaglich. An diesem Februarwochenende waren wir, gut zwanzig Jugendliche, nach Bielefeld gekommen. Alle von uns dachten darüber nach, ein Theologiestudium anzufangen. Und dann kam diese Frage: Wir sollten aufschreiben, wie das für uns persönlich aussieht mit dem Glauben.

Plötzlich war die Ratlosigkeit fast mit den Händen zu greifen. Es herrschte betretenes Schweigen. Klar, wir glauben schon – aber an was genau? Wie soll ich das auf ein DIN-A4-Blatt kriegen? Und warum wurde mir diese Frage eigentlich vorher noch nie gestellt?

Es ist für mich schwer, über meinen Glauben zu reden, weil ich es nicht gewohnt bin. Weil das Thema schwierig ist in meiner Generation, wo zwar jeder eine Meinung zu aktuellen politischen Ereignissen hat, aber das Thema Glauben irgendwie nicht angesagt ist. Über Sex zu reden ist bei jungen Erwachsenen kein Problem; über Jesus zu reden schockt deutlich mehr. Ehrlich gesagt: Ich kann mich an gar kein ungezwungenes Gespräch auf einer Party erinnern, wo das Thema auf den Glauben kam. Und die Vorstellung, selbst so ein Gespräch zu beginnen, ist richtig absurd.

Warum ist das so? Immerhin glauben laut der Shell-Jugendstudie von 2015 nur 27 Prozent der befragten Jugendlichen überhaupt nicht. Der Rest glaubt an einen persönlichen Gott, eine überirdische Macht oder ist sich zumindest unsicher. Gleichzeitig denken über die Hälfte der Jugendlichen, die Kirche habe keine Antworten auf ihre Fragen. Vielleicht liegt das auch daran, dass wir nicht darüber sprechen – wir, die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen.

Was begeistert mich und wofür stehe ich ein?

Glaube, das geht an die Substanz, da geht es um die ganz großen Fragen. Wo komme ich her? In welche Richtung geht mein Leben? Was ist der Sinn? Gibt es etwas Größeres als mich selbst? Das sind private und sehr persönliche Themen. Wer darüber spricht, macht sich verletzlich. Zwangsläufig prallen verschiedene Ansichten aufeinander. Ein Spannungsfeld entsteht, in dem auch eigene Überzeugungen infrage gestellt werden können. Natürlich ist das unbequem. Es ist so leicht, missverstanden zu werden. Und da ist die Angst, mit dem Typen verwechselt zu werden, der in der Fußgängerzone vom Gericht Gottes donnert.

Aber gerade das Austauschen über spirituelle Erfahrungen in meinem ganz persönlichen Glauben lohnt sich. Es berührt mich, wenn jemand anders über das redet, was ihm oder was ihr wirklich wichtig ist. Dann verstehe ich die andere Person besser und bin selbst vielleicht sogar inspiriert. Andersherum habe ich in solch einem Gespräch die Chance, etwas von dem weiterzugeben, wofür ich brenne.

Das setzt voraus, dass man selbst überhaupt weiß: Was begeistert mich und wofür stehe ich ein? Und dann wünsche ich uns Mut. Führen wir spannende Gespräche darüber, worauf wir vertrauen und hoffen. Lasst uns gemeinsam auf die Suche gehen nach etwas, das bleibt und nach Antworten, die tragen.

Nachdem wir kurz nachgedacht hatten, kamen in Bielefeld übrigens ganz vielfältige Antworten. Jeder glaubte an irgendetwas – an bestimmte Menschen, an einen Gott oder an den Glauben an sich.

Luise Heitkamp *ist Theologiestudentin in Hamburg. Als Freiwillige des* Zentrums für Mission und Ökumene *war sie in China.*

Fotos: E. Fuchs (1), Freiwilligenprogramme (1)

„Ich beginne, mir Fragen neu zu stellen“

Luise Heitkamp hat gleichaltrige Freiwillige zum Glauben befragt und wollte wissen, ob sich durch die Erfahrung in anderen Ländern etwas geändert hat.

Konstantin, Indien

Ich nahm den Glauben der Menschen in Littiguda, im indischen Bundesstaat Odisha, als sehr ehrfürchtig und gefühlsbetont wahr. Viele Lieder wurden mit Freude und lauter Stimme gesungen. Bei traurigen Anlässen scheute man sich nicht, laut zu klagen und auch zu weinen. Trotz klarer Rituale wurde im Gespräch mit Freunden deutlich, dass viele Menschen einen individuellen Zugang zu Gott gewinnen konnten. Mein Glaube hat sich in der Zeit, in der ich in Indien war, sehr verändert. Ich wurde mit vielen neuen Fragen konfrontiert. Nicht nur durch die andere Art, den Glauben zu leben, sondern auch generell durch die Menschen, die mir in Littiguda begegnet sind. Zum Teil konnte ich mich hier mehr auf Gebete und Rituale einlassen. Allerdings hatte ich mit bestimmten Glaubensformen meine Schwierigkeiten. So bereitete mir die fundamentalistische Textauslegung von (Pfingst-)Kirchengemeinden in der Nähe viel Sorge. Alles in allem haben die religiösen Erfahrungen mit den Menschen in Littiguda dazu geführt, mir viele Fragen neu zu stellen und meine bisherigen Einstellungen zum Glauben und zur Praxis neu zu überdenken.

Konstantin Mallach studiert heute Politikwissenschaft und moderne Indienstudien und war als Freiwilliger in Indien.

Louisa, Kiribati

In Kiribati habe ich den Glauben als etwas total Gegenwärtiges wahrgenommen. Man spricht im Alltag oft darüber, so auch, wenn es zum Beispiel um die Präsidentschaftswahl geht. Es ist auch ganz normal, dass man sonntags in die Kirche geht. Auch für Jüngere. Da wird dann inbrünstig mitgesungen und mitgebetet – Glaube ist hier viel leidenschaftlicher, als ich es aus Deutschland kenne. Ein Freund hat mir erzählt, dass eine alte Frau im Bus, als sie von einem verheerenden Tsunami im Radio gehört hat, gesagt hat: „Macht euch keine Sorgen, Gott beschützt Kiribati!“ Dieses tiefe Gottvertrauen finde ich echt schön, weil es gelassener macht. Andererseits sieht man so vielleicht manchmal auch nicht, was man selbst tun kann. Die Zeit in Kiribati hat mir geholfen, meinen Glauben zu reflektieren und zu hinterfragen. Für mich ist seitdem wichtig: Ich habe jemanden, der es gut mit mir meint und mit dessen Hilfe ich rechnen kann. Um zu glauben, muss man der Kirche aber nicht nah sein.

Louisa Gaus studiert Internationale Beziehungen und war als Freiwillige in Kiribati.

Sarah, Südafrika

Südafrika ist für mich eine Nation, die sich nicht nur durch die Vielfalt ihrer Bevölkerung auszeichnet, sondern auch durch die Diversität der Religionen. Aufgrund der hohen Religionsdichte ist das Thema „Glaube“ also nicht nur am Sonntag oder am Heiligen Abend präsent. Der Glaube, der sich als komplette Überzeugung darstellt, wird Gegenstand des Alltags. Es scheint fast so, als wäre der Glaube eine ganz einfache Angelegenheit und ein Teil der Sprache. „Denn wenn du mit deinem Munde bekennst, dass Jesus der Herr ist, und glaubst in deinem Herzen, dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du gerettet. Denn wer mit dem Herzen glaubt, wird gerecht; und wer mit dem Mund bekennt, wird selig.“ (Römer 10,9). Diese Worte sind für mich vor allem ein Ausdruck von Dankbarkeit, Zuversicht und Stärke. Im rasanten Wandel unserer Zeit passiert es schnell, gewisse Gegebenheiten als Selbstverständlichkeiten anzusehen. Reichtum finde ich nun nicht mehr nur in dem, was wir mit den Händen erschaffen, also nicht allein im Materialismus, sondern vor allem in der Erfüllung des Herzens. Diese Entdeckung hat ein komplett neues Licht auf meinen Glauben geworfen. Damit ist die Dankbarkeit in den Mittelpunkt meiner Gedanken gerückt.

Sarah Gittermann studiert Religionspädagogik in Berlin und war als Freiwillige in Südafrika.

Marielotta, Argentinien

Ich habe in Argentinien die Arbeit in einem evangelischen Kindergarten unterstützt. Dabei war es nebensächlich, welcher Konfession ich angehöre. Die Familien haben ihren Glauben ganz unterschiedlich gelebt. Ich hatte den Eindruck, dass den Erzieherinnen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, der Glaube jedoch oft in ihrer Arbeit geholfen hat. Er schien sie darin zu bestärken, dass das, was sie tun, wichtig und richtig ist. Die meisten Menschen, die mir begegnet sind, waren tolerant gegenüber anderen Ansichten und Glaubensrichtungen. Vor allem in meiner Einsatzstelle stand Zusammenhalt und Nächstenliebe an erster Stelle. Die sozialen Probleme, die ich durch meine Arbeit erlebt habe, lassen mich jetzt anders auf mein Leben in Deutschland blicken. Durch meine Zeit in Argentinien habe ich gelernt, mehr auf Gott zu vertrauen und zuversichtlicher zu sein.

Marielotta Reuss studiert Betriebswirtschaftslehre in Münster und war als Freiwillige in Argentinien.

Fotos: L. Gaus (1), K. Mallach (1), H. Spiegelberg (1), R. Boß (1), Freiwilligenprogramme (4)

Im Dialog kann etwas Neues, Drittes entstehen

Wie wirkt sich das auf den eigenen Glauben aus, wenn ich mich mit Menschen aus anderen Kulturkreisen austausche? Mit dieser Frage befasst sich Propst Stefan Block.

„Im Dialog kann ein gemeinsamer Resonanzraum entstehen."

Foto (v. r. n. l.): Joseph M. Mutei im Gespräch mit Imam Muhamad Sani Isah und Ayatollah Dr. Ramezani während der Veranstaltung „Bibel und Koran" im Mai 2016 in der Hamburger Missionsakademie.

Beim Betreten der Kirche bin ich verwirrt und fasziniert zugleich. Zum ersten Mal in Afrika in einem abgelegenen tansanischen Dorf – da war schon viel Ungewohntes passiert. Aber was mich in diesem Gottesdienst erwartet, das ist nun wirklich völlig überraschend! Schon von draußen schallt mir lautes rhythmisches Singen entgegen – drinnen aber herrscht geradezu ohrenbetäubender Lärm: Freudentriller der Frauen, Stampfen der tanzenden Männer. Später dann Chöre, ein Anspiel von Jugendlichen – und immer wieder: Rufen, Klatschen, leuchtende, lachende Gesichter, Menschen voller Inbrunst …

Ja, viele von uns, die wir uns für die Eine Welt engagieren, haben solche Erfahrungen schon gemacht: in Afrika, in Indien oder in anderen Partnerkirchen. Berührende Erfahrungen, manchmal auch für uns beschämend. Nein, ich will jetzt nicht in das beliebte Lamento von den angeblich so kraftlosen europäischen und den demgegenüber so glaubensbewegten Gottesdiensten der Geschwister im Süden einstimmen. Ein solches Urteil empfinde ich zunehmend als etwas schlicht. Zumindest dann, wenn sich damit der Anspruch verbindet, wir müssten es einfach „so wie sie" machen – und alle unsere Sorgen wären behoben. So einfach ist es nicht! Und der Respekt vor der Kultur unserer Partner weltweit, aber auch vor unserer eigenen, verbieten solche „Ratschläge".

Glaube im interkulturellen Kontext kommt nicht ohne kritische Diskussion aus

Sicher, es kann schon nachdenklich machen, wenn man in Indien, Afrika und anderswo erlebt, wie dort Religion in vielen Bereichen des Lebens selbstverständlich präsent ist: Da ist hier das Gebet des Chauffeurs vor der Autofahrt über Land, dort die zerlesene Bibel in der Hand der Bäuerin. So etwas kennen wir bei uns kaum. Und ich erinnere mich an den Jugendlichen meiner Gemeinde, gerade konfirmiert, den ich mit nach Tansania nahm und der noch später als Erwachsener immer wieder davon sprach, wie sehr ihn diese Eindrücke verändert haben.

Ja, Glaube in interkultureller Begegnung kann bewegen, verändern. Aber liegt da nur für uns eine Chance? Oder auch für unsere überseeischen Partner? Haben nicht auch wir etwas zu geben? Das viel gelobte vitale Glaubensleben unserer Geschwister im Süden hat ja auch seine dunklen Seiten. Der US-amerikanische Religionswissenschaftler Philip Jenkins verweist darauf, dass die afrikanische intensive Bibelfrömmigkeit sich nicht selten mit ungebrochenem Dämonenglauben verbindet. „Krankheit, Umweltgifte, Alkohol- und Drogenkonsum, Gewalt: jede dieser Erfahrungen scheint ein Hinweis darauf zu sein, dass man sich im Griff dämonischer Kräfte befindet und nur eine göttliche Intervention die Rettung bringen kann", schreibt Jenkins. Und weiter: „Die Christen im Süden lesen das Neue Testament und sehen darin die Macht Jesu … in seinen Auseinandersetzungen mit bösen Geistern …, besonders mit solchen, die Krankheiten und Wahnvorstellungen verursachen." Damit verschließt sich eine solche Frömmigkeit aber leider nicht selten einer rationalen Herangehensweise, zum Beispiel der modernen Medizin. Übrigens: Solche kritischen Beobachtungen werden auch von unseren überseeischen Partnerinnen und Partnern selbst mit Sorgen benannt. Glauben im interkulturellen Kontext, das darf also gern viel mit Neugier, ja auch einmal mit Sich-Anstecken-lassen zu tun haben! Glauben im interkulturellen Dialog kommt aber zugleich auch nicht ohne kritische Diskussion, nicht ohne Benennung des Fremden und – bei allem Respekt – auch des Befremdlichen aus.

Fotos: J. Christiansen (1), K. Schall (1)

Bei der Rückfrage: Wie haltet Ihr es mit der Bibel?, wird's schon spannend

Auch wir werden uns kritischen Rückfragen unserer Partnerinnen und Partnern des Südens stellen müssen: Wie haltet Ihr es denn mit dem Wort der Bibel? Mit dem Beten? Mit dem sonntäglichen Gottesdienst? Mit dem geschwisterlichen Teilen von Hab und Gut? Da wird's schon spannend …. Dazu kommt mindestens für mich noch eine weitere Frucht solcher Gespräche: Ich beginne meine eigene Glaubenssprache zu hinterfragen. Denn so schöne Sätze wie vom „Glauben an das Unbedingte" (Paul Tillich) helfen meinem Gesprächspartner erst einmal wenig weiter. Das darf schon gern ein wenig konkreter werden! Zugleich merke ich, dass meine westeuropäische Sozialisation inklusive der Epoche der Aufklärung meinen Umgang mit der Bibel schon verändert hat – für mich hilfreich, aber auch für mein Gegenüber? So kann, wenn es gut geht und wir uns einander auch einmal zumuten, im Dialog vielleicht sogar etwas Drittes, Neues wachsen. Kann ein „gemeinsamer Resonanzraum" (Hartmut Rosa) entstehen. Mag sein nicht nur für uns – sondern sogar für Gott, wer weiß?

In diesem Sinne noch eine andere Erinnerung: eine Begegnung mit Christinnen und Christen in Indien anlässlich des Reformationsgedenkens der lutherischen Assam-Kirche zu Füßen des Himalajas. Wir wollen miteinander teilen, was Luthers Theologie uns heute sagt. Es beginnt mit einem klugen Vortrag eines indischen Gemeindevorstehers über die theologischen Grundgedanken Martin Luthers. Wir sind beeindruckt – aber auch erschlagen. Luther, eine vergangene Welt? Alle-mal für die Inder, aber auch für uns Deutsche? Dann steht einer auf und erzählt von den großen inneren Konflikten Luthers: von Luthers strengem Vater, seinen Ängsten vor einem strafenden Gott, seiner Not, womöglich sein Leben zu verfehlen. Und auf einmal kommt Bewegung in die Gruppe: Deutsche aus Ost und West, Inder (überwiegend Männer) mit ganz unterschiedlicher Vorbildung. Jetzt beginnen Augen zu leuchten, einzelne nicken heftig, man spricht miteinander: „Ja, das kennen wir auch!" Und: „Großartig: Allein aus Gnade!"

„Was glauben wir eigentlich?" So lautete ja die Frage, die mir für diesen Beitrag gestellt wurde. Und was bedeutet dabei die interkulturelle Begegnung? Ich möchte darauf frei mit Karl Barth, dem große Schweizer Theologen des 20. Jahrhundert, antworten: „Als je geprägte Menschen und als gemeinsam beschenkte Christen einander begegnen, dem je eigenen Verständnis von Glauben und Sprache „und eben damit Gott die Ehre geben" – das lässt gemeinsamen Glauben in interkulturellen Bezügen wachsen.

Stefan Block
ist Propst im Ev.- Luth. Kirchenkreis Altholstein und Vorstandsvorsitzender des Zentrums für Mission und Ökumene.

Der Glaube braucht Übungsräume

Welchen Raum hat der Glaube eigentlich heute im Leben der Menschen? Katharina Gralla, Strandpastorin an der Ostsee, schildert ihre Erfahrungen.

Man stelle sich vor: Es ist Sommer. Sommer am Meer. Der Tag war prächtig. Blauer Himmel, Schäfchenwolken, eine leichte Brise, wogendes Dünengras, Fischbrötchenessen im Strandkorb, Kaffeetrinken an der Promenade. Die Sonne sinkt. Die Familien packen die Sandeimer zusammen und fahren ihre Kinder im Bollerwagen zum Abendessen. Am Strand wird es ruhiger. Die Sonne steht tief. Himmel, Meer und Wolken leuchten in wechselnden Farben. Die ersten Abendspaziergänger schlendern zur Seebrücke und lesen auf einem Plakat: „Heute Abend: Atempause am Meer. Zur Ruhe kommen, zu sich kommen, zu Gott kommen." Manche gehen entschieden weiter, andere zögern und lassen sich einladen, nehmen sich ein Liedblatt und eine Kerze und setzen sich dazu. Am Ende der Seebrücke gibt es Bänke. Dort sitzen schon andere. Achtzig oder hundert oder hundertdreißig. Alte, Junge, alleine, in Gruppen, Männer, Frauen, ein bunt gemischter Haufen aus der ganzen Republik, dazu drei Nonnen aus der nahe gelegenen Mutter-Kind-Klinik. Im Halbrund sitzen sie über dem Wasser, unterm weiten Himmel, den Blick aufs Meer. Dazu gibt es leise Gitarrenklänge. Die Kerzen werden entzündet. Die Gespräche werden leiser. Während der kommenden halben Stunde schält sich aus dem Flirren des Tages eine konzentrierte Andacht. Es wird immer dunkler. Einfache Lieder, ein Text, ein Gedanke zu einer großen Lebensfrage im Angesicht der Größe des Meeres, Musik zum Nachsinnen, eine lange Stille, Vaterunser, Segen. Musik. Schlicht der Aufbau. Einfach die Musik. Wenige, aber präzise Worte. Erstaunlich groß die Wirkung: Entspannte Gesichter, große Dankbarkeit und viel Geraschel im Klingelbeutel.

Was ist passiert? Eine These: Diese Andachten eröffnen einen Raum des Glaubens, nach dem sich Menschen sehnen. Sie eröffnen diesen Raum an einem Ort, den Menschen als weit und befreiend wahrnehmen und zu einer Zeit, in der sie Zeit haben. An einem Abend, im Urlaub. Dieser Raum entsteht, weil Kirche ihren Glaubensschatz an Liedern, Texten, Gesten dorthin trägt, wo die Menschen sind, auf Seebrücken, an den Strand, andernorts an Seeufer, auf Berge oder Waldlichtungen. Diese Glaubensräume werden gesucht und besucht.

Was bleibt, ist die Sehnsucht, aus ewig gleichen Gedankenkreisläufen auszubrechen

Warum? Weil es schön ist unterm freien, weiten Himmel zu sitzen. Am Meer. Oder sonstwo. Vor allem, wenn die Sonne untergeht. Die Menschen kommen aber auch, weil sie suchen. Eine Auszeit für sich. Für die Seele. Für ihren Glauben. Denn darum geht es im Kern: Glauben braucht Zeit, eine Chance, im Leben vorzukommen. Es braucht Ruhe, mal wieder wahrzunehmen, worauf mein Leben gründet, auf was ich vertraue, was mich unbedingt angeht. Gott braucht einen Frei-Raum, um beim Menschen anzukommen. Das ahnen viele Menschen. Sie leben aber in einer Welt, die nicht gerade voll von solchen Frei-Räumen ist. Neben all dem Vielerlei der Lebensanforderungen ist es die mediale Dauerbelagerung, die solche Frei-Räume ziemlich effizient füllt. Auf der Strecke bleibt die Fähigkeit, sich zu besinnen. Es ist zur Kunst geworden, sich einfach so ans Meer oder auf einen Berg zu setzen. Einfach zu gucken. Ohne aufs Handy zu sehen, zu quatschen oder zu fotografieren. Einfach da zu sein. Einfach zu hören, ob Gott mir etwas ins Ohr flüstert, wenn ich denn mal still bin. Die innere Unruhe ist bei vielen Zeitgenossen einfach zu groß.

Was bleibt, ist die Sehnsucht danach, mal ruhig zu werden und aus den ewig gleichen Gedankenkreisläufen herauszukommen. Von sich selbst abzusehen. Sich zu erinnern. Vergebung zu erlangen. Getröstet zu werden. Sich zu beheimaten. Neues Vertrauen zu gewinnen. Gott zu begegnen. Möglicherweise gibt es auch eine Ahnung oder eine alte Erfahrung, dass das mit anderen zusammen leichter gelingen könnte als allein. Oder, dass Gemeinschaft und Anregung von außen eine stärkende Ergänzung zum eigenen Bemühen wäre.

Fotos: K. Gralla (2)

Neue Glaubensräume entstehen an Orten, „die Menschen als weit und befreiend wahrnehmen". Tagesausklang mit Andacht an der Lübecker Bucht.

Die Suche nach Glaubensgemeinschaft versackt bei vielen im Alltag, bei anderen endet sie vor der Kirchentür. Das sagen die Besucher der „Atempausen" ganz offen. Oft sind die Kirchen abgesperrt. Und wenn Gottesdienste sind, weiß man nicht, was einen erwartet. Wenn es blöd ist, kann man schlecht gehen. Sobald die Tür sich geschlossen hat, ist man gefangen, in etwas, das man vielleicht gar nicht will und mag. Es könnte auch viel zu lang sein. Und nichts peinlicher, als mit zehn alten Frauen und dem Pastor alleine im weiten Raum zu sein. Außerdem die Lieder. Die kennt man nicht. Und die Angst, beim Aufstehen und Hinsetzen alles verkehrt zu machen. Hunde darf man auch nicht mitbringen.

Es sind weniger die ganz Kirchenfernen, die zu den Andachten am Meer kommen. Es sind neben den hoch Verbundenen die Neugierigen und Sympathisanten, denen der christliche Glaube nicht gänzlich fremd ist, die aber irgendwann den Anschluss an den öffentlich zelebrierten Glauben der Kirchen verloren haben. Und das schade finden.

So nehmen sie ein Angebot wahr, das einen offenen Zugang und Ausgang verspricht. Ja, man kann einfach kommen, gucken und auch wieder gehen. (Und das tun hin und wieder auch Menschen, immer respektvoll und leise.) Der Hund ist auch willkommen, selbst wenn er ein bisschen jault, wenn Herrchen singt. Niemand fragt. Niemand guckt. Es gibt keine Verpflichtung. Und so kommen sie auf Probe, halten sich an der Kerze fest, gucken sich um. Genießen den Blick. Hängen ihren Gedanken nach. Unterbrechen die Unruhe ihrer (Urlaubs-)Tage. Dürfen, einfach da sein. Nichts tun. Nichts leisten. Nichts richtig machen. Nicht mal fromm sein. Das könnten sie alles auch alleine. Wenn sie denn innerlich nicht so hippelig wären. Aber da gibt es plötzlich einen hilfreichen Rahmen. Einen Anfang und ein Ende einer Auszeit. Ein Ritual, das den Freiraum schafft, den man sich selbst nicht schaffen kann. Es gibt Menschen drumherum, man ist nicht allein. Das stärkt. Vielleicht singt man aus Versehen mit und spürt, dass das schön und gar nicht schwer ist und das tiefe Atmen die Seele beruhigt. Die alten, biblischen Texte wecken Erinnerungen, trösten, richten die Gedanken neu aus. Die Stille, die individuelle Redezeit mit Gott, sammelt. Der Blick schweift in die Weite, während das Licht der Kerzen die Gesichter der betenden Menschen beleuchtet. „Ach", sagen sie dann, „das war so schön. Ich weiß gar nicht, wann ich das letzte Mal so einen stillen Moment hatte." Sie bleiben dann auch nach der Schlussmusik einfach sitzen.

Manchmal wächst Vertrauen dadurch, dass viele zusammen singen oder schweigen

Was lerne ich daraus? Menschen nehmen offene Glaubensräume am Wegesrand wahr und an. Sie nutzen die angebotene Unterbrechung, die zu nichts Weiterem verpflichtet. Die Einladung an einen öffentlichen Ort, senkt die Schwelle und verringert Vorurteile und Ängste. Der Glaube braucht solche Räume. Frei-Räume. Probe-Räume. Übungsräume. Der Glaube, der schwach ist oder fremd geworden ist, braucht Räume, in denen er sich vorsichtig (wieder) annähern kann. Er braucht Räume, die innere Ruhe ermöglichen. Der Glaube braucht nicht immer viele Worte. Manchmal wächst das Vertrauen einfach dadurch, dass viele zusammen singen, hören und schweigen. Und wenn dann auch noch das Vaterunser aus hundert zufälligen Kehlen klingt, freut sich auch der gefestigte Glauben, vergewissert sich, wird stark und fröhlich. So werden „Atempausen" zur Glaubensquelle. Mit Blick auf das Meer. Bei Sonnenuntergang.

Katharina Gralla
ist Journalistin und arbeitet im Sommer als Strandpastorin in der Lübecker Bucht, im Winter im Gottesdienstinstitut der Nordkirche.

Mehr darüber erfahren „was junge Leute zur Kirche zu sagen haben“: Dr. Andreas Tietze besucht das Kinder- und Jugendcamp Ratzplatz in Satow bei Neustrelitz.

Und was glaubt ihr?

Die Themen Glaube und Kirche standen im Mittelpunkt der Gespräche, die Dr. Andreas Tietze, Präses der Landessynode der Nordkirche, mit jungen Menschen führte. Silke Roß begleitete ihn auf seiner Tour durch die Landeskirche.

Es waren auch Sätze wie diese, die Andreas Tietze auf seiner diesjährigen Sommerreise durch die Landeskirche gehört hat: „Ist es einfacher, sich zum eigenen Glauben zu verhalten, wenn er angefragt wird?“ oder: „Wenn ihr eure Kinder selbst entscheiden lasst, ob sie in die Kirche wollen, werden sie keinen Bezug zu ihrer Gemeinde entwickeln!“ Oder auch: „Religionsunterricht und Christenlehre sind nicht austauschbar“ und: „Wer emotional an kirchliches Handeln gebunden ist, der bleibt uns erhalten.“

Andreas Tietze hat sich auf die Tour durch die Nordkirche gemacht, „um mit jungen Menschen und Jugendmitarbeitenden darüber zu sprechen, was sie zum Thema Kirche zu sagen haben“. Dabei habe er „einiges gelernt“, sagt Tietze, der als Präses der Landessynode das höchste Ehrenamt der Nordkirche innehat. Zu Beginn der Reise trifft er in Breklum unter anderem Nobuntu Dlamini aus Südafrika und Harrison Angonga aus Kenia. Sie gehören zu den sogenannten Süd-Nord-Freiwilligen, die im Rahmen des bundesweiten Austauschprogramms weltwärts ein Jahr in Deutschland verbringen und ihren Bundesfreiwilligendienst in kirchlichen Einrichtungen absolvieren. Diese jungen Leute haben viel über die Frage nachgedacht, wie junge Menschen an den Glauben herangeführt werden können: „In Deutschland ist alles so beliebig – wenn man Lust hat, geht man mal in die Kirche“, erzählt zum Beispiel Nobuntu Dlamini. „Bei uns ist das anders. Da gibt es am Sonntag überhaupt keine Alternative. Alle sind in der Kirche“. Und Harrison Angonga ergänzt: „Bei uns überlegt keiner, wie man Kirche für junge Menschen attraktiv machen kann. Wir sind ja alle dort, treffen unsere Freunde und machen zum Beispiel im Gottesdienst Musik, oder beteiligen uns an anderer Stelle. Es ist unser Gottesdienst, den wir alle gemeinsam feiern und den wir darum natürlich auch mitgestalten.“ Im Gespräch mit Andreas Tietze formulieren sie ihre Kritik sehr deutlich: „In Deutschland sind ‚Glaube‘ und ‚Kirche‘ irgendwie Themen, die nicht ganz selbstverständlich zum Leben gehören – also ‚Privatsache‘ sind und immer ein bisschen geheim. Wie sollen Kinder dann da hineinwachsen?“

Andreas Tietze ist Landespolitiker in Schleswig-Holstein und von Haus aus Diakon. Die Frage nach einer „Erziehungspflicht“ zum Kirchgang geht im nach: „Wir haben unsere Kinder gern mit in den Gottesdienst genommen. Aber als sie größer wurden, und nicht mehr mitwollten, haben wir ihnen das zugestanden“, sagt der Vater zweier Kinder. „Mittlerweile führen wir sehr interessante Gespräche über den Glauben, über Gottes Wirken in der Welt und auch über die Institution Kirche, die ich keinesfalls missen möchte.“ Allerdings stimmt er den Jugendlichen aus dem Ausland zu, dass der Glaube hierzulande „wirklich sehr privat“ sei. „Das ist kein Thema, über das wir hier in Deutschland so einfach ins Gespräch kommen“.

Über den Glauben reden heißt auch, über große Lebensthemen reden

Von Breklum geht die Reise nach Schwerin. Hier gibt es die „Tage ethischer Orientierung“, kurz TEO genannt. Von politischer und landeskirchlicher Seite werden heute verschiedene altersgemäße Module für Schulklassen angeboten, die zur Auseinandersetzung mit spirituellen Themen einladen. Das Projekt war vor 17 Jahren von der (damals noch) Mecklenburgischen Landeskirche in Kooperation mit den Schulen entwickelt worden.

„Über den Glauben zu reden heißt auch immer, über die großen Lebensthemen zu reden“, sagt Wolfgang von Rechenberg, Referent für Bildungsfragen und TEO-Mitentwickler: „Diese Themen beschäftigen auch und gerade Jugendliche.“ So hätten Kinder und Jugendliche zum Beispiel eine sehr hohe Sensibilität für authentische Auseinandersetzung mit Themen wie Tod und Leben, Liebe und Hass, Gerechtigkeit und Schuld. „TEO bietet die Möglichkeit, alte Gleise zu verlassen und sich in einer unbekannten sozialen Situation neu zu definieren und zu verorten. Das ist eigentlich ein theologisches Thema, denn Gott kennt und sieht alle unsere Facetten,“ führt von Rechenberg aus. Auf dieser Ebene träfe man bereits die Sehnsüchte bei den ganz Kleinen.

Das deckt sich mit den Erfahrungen, die Andreas Tietze im Gespräch mit Hamburger Jugendlichen gemacht hat, als er sie im Jugendcamp „Teen Spirit“ in Peenemünde auf Usedom besucht. „Endlich mal nicht tun, was andere wollen, endlich mal ich selbst sein“, das seien die Gründe, warum die Jungen und Mädchen mit kirchlichen Gruppen auf große Fahrt gingen, so Tietze. „Wir bieten hier einen geschützten Raum, in dem vieles möglich und erlaubt ist und in dem trotzdem niemand allein gelassen wird.“ Das ermögliche es, sich auch mal auf etwas einzulassen, beispielsweise ein Gebet oder einen Segen. Einige Teilnehmende fühlen sich durch diese Gemeinschaftserlebnisse derart gestärkt, dass es offensichtlich „auch im säkularen Umfeld okay ist, sich zur Teilnahme an einem christlichen Zeltlager zu bekennen.“

Es braucht Raum, in dem junge Menschen Spiritualität ausprobieren können

In der Nordkirche gibt es Regionen, in denen viele Menschen zur Kirche gehören, aber auch Gegenden, in denen es kein einziges getauftes Kind gibt. Das sei eine Herausforderung für die gesamte kirchliche Arbeit und in ganz besonderer Weise für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, erklärt Tietze. „Gerade in einer Zeit, in der Religion in einem Negativzusammenhang mit Extremismus wieder zum Gesprächsthema wird, sind wir hier zu einer klaren Einordnung aufgerufen“. So nehme er aber auch wahr, „dass in kirchlichen Jugendgruppen sozialisierte Jugendliche auch durchaus als ‚cool‘ gelten, weil sie, vor allem im säkularen Umfeld, durch diese Gruppenzugehörigkeit eine Haltung vertreten“, so Tietze.

Diese Einschätzung vertritt auch Patrick Ortel, der als langjähriger Teamer das Kinder- und Jugendcamp „Ratzplatz“ unterstützt. Im Gespräch mit Andreas Tietze erzählt er, dass er mit dreizehn Jahren über das politische Engagement zur Kirche gekommen sei. Als die NPD in seinem Dorf einmal eine riesige Veranstaltung geplant hatte, habe sich die Kirchengemeinde dagegen stark gemacht. Das hat ihm gefallen. Später war er dann in der Jungen Gemeinde aktiv, ist zu Kinderfreizeiten mitgefahren und hat Lichterandachten in seiner Kirche organisiert. „Meine Mitschülerinnen und Mitschüler fanden das zwar irgendwie merkwürdig, aber auch irgendwie gut. Einige haben sogar die eine oder andere Aktion mitgemacht.“ Möglichkeiten zum Mitmachen fördern, das sei eine wichtige Aufgabe der kirchlichen Kinder- und Jugendarbeit, betont Tietze. „Aus dem eigenen Erleben kann ein lebendiger Glauben wachsen. Dazu braucht es Erwachsene, die authentisch sind und es braucht einen Raum, in dem junge Menschen Spiritualität ausprobieren und erfahren können“, meint Tietze. In den Gremien sollte immer wieder neu darüber nachgedacht werden, in welcher Weise sie hier unterstützend tätig sein können, zum Beispiel durch die Schaffung eines kirchlichen Innovationsfonds, um zukunftsweisende Projekte auf den Weg zu bringen. Andreas Tietze ist überzeugt, dass „durch solch gezielte Förderung des Engagements Kirche für Jugendliche interessant werden könnte“.

Silke Roß *ist Internetredakteurin des* Zentrums für Mission und Ökumene.

Fotos: S. Roß (1), C. Wenn (1)

Warum bist du Christ und nicht Buddhist?

Auf der Studienreise nach Indien und Nepal ging es nicht nur um die Auseinandersetzung mit dem Buddhismus, sondern auch immer um die Frage: Was ist der Kern unseres christlichen Glaubens?

Jörn Möller

Jörn Möller *ist Leiter des Bereichs Ökumenische Beziehungen im* Zentrum für Mission und Ökumene. *Er war im Rahmen des Ökumenisch-Missionarischen Stipendienprogramms 1988/89 nach Indien und Nepal gereist. Anschließend engagierte er sich viele Jahre im Indienausschuss des Zentrums.*

Der persönliche Glaube war meist das dritte Thema nach viel banaleren Inhalten in unzähligen Gesprächen in indischen Mini-Cafés und -Restaurants. Teashop-mission – das war ein Anliegen des Projektes „Western Youth in the East“, in das mich vor etlichen Jahren ein ökumenisch-missionarisches Stipendium führte.

Und so saß ich 1988 im Zuge der Vorbereitungen zur Indienreise eines Tages in einem dänischen Sommerhaus nahe Århus, um mein Team kennenzulernen. Schon das brachte Herausforderungen für mein Glaubensleben: Ein frisch erweckter Twen aus England, später acht Monate mein Reisebegleiter, saß neben dänischen Suchern zwischen Kiffen, Meditation und Katholizismus. Die Ausbildungsgruppe aus Uppsala, evangelikale Lutheraner, hatte Vertreter aus der schwedischen Staatskirche geschickt, aus Norwegen kam ein Freikirchler. Mein volkskirchlicher Hintergrund war da weniger reflektiert, aber immerhin hatte ich das Erste theologische Examen seit wenigen Wochen in der Tasche. Drei Monate wurden wir ausgebildet und lernten unsere christlichen Überzeugungen kennen, dann fanden wir uns in Indien wieder.

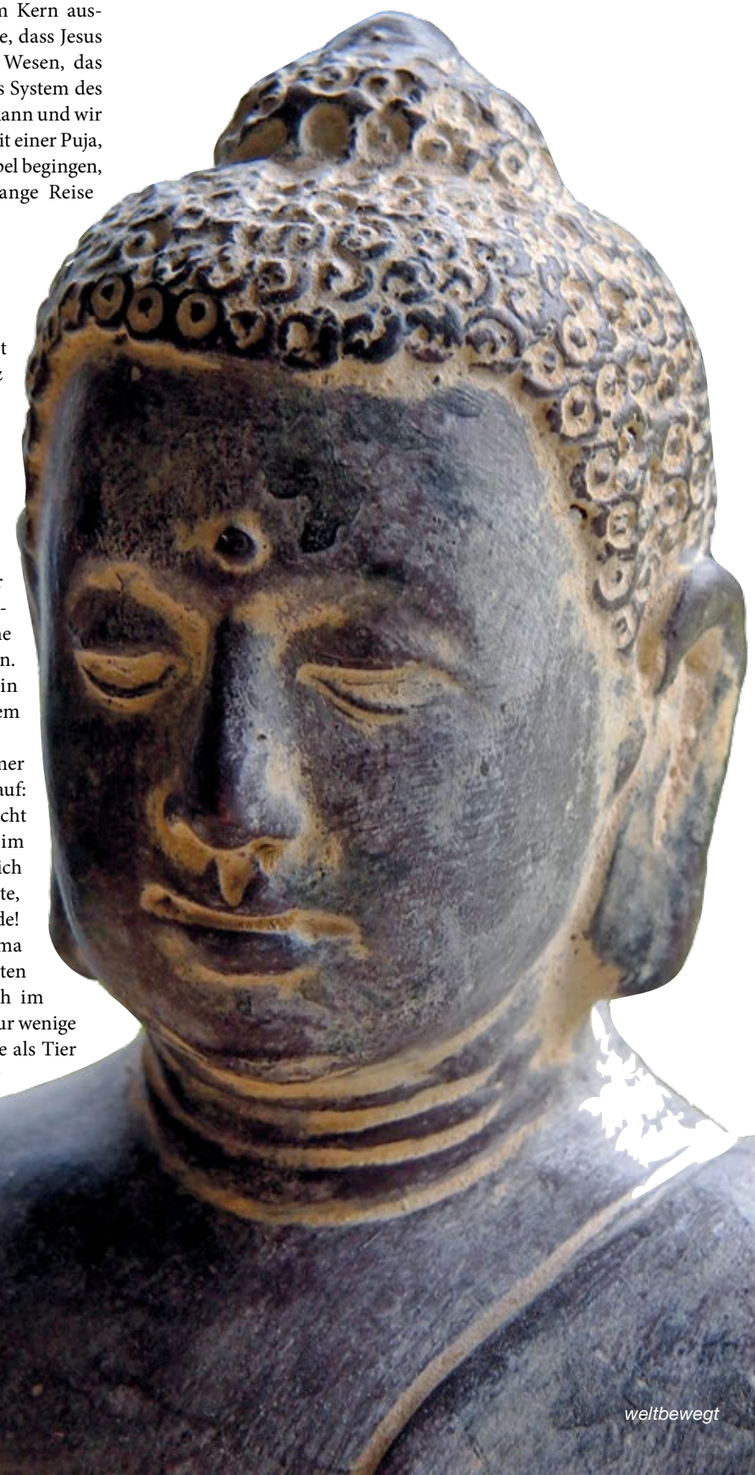
Es lag eine religiös aufgeladene Atmosphäre in der Luft

Schon die Einführungsreise brachte eine spannende Herausforderung: In Kalkutta hatte ich ein Hospiz der Missionarinnen der Nächstenliebe besucht. Nur wenige Häuser weiter steht ein für Hindus bedeutender Tempel, der Kali, der Stadtgöttin von Kalkutta, geweiht ist. Es ist eine der machtvollsten Gottheiten, gleichzeitig kraftvoll, wenn sie hilft, aber auch brutal gegen alle Feinde. Das zeigt auch die übliche Darstellung der Kali: Dunkelhäutig mit einem muskulösen Körper trägt sie immer Waffen, meist auch eine Kette mit Schädeln um den Hals und oft sogar den abgeschlagenen Kopf eines Opfers der Hand. An diesem Tempel sah ich die Verehrung der Kali. Dazu gehören Geldspenden, die man einfach in den Tempel wirft, kleine Zettel mit Bitten, die hinterher fliegen und vor allem auch Tieropfer. Es war beeindruckend: Ziegen mit abgeschlagenem Kopf und Ströme von Blut an einem Opferstein. Es lag eine religiös aufgeladene Atmosphäre in der Luft, die ich so nur ganz selten in meinem Leben erlebt habe. „Wie stark ist dein Gott?“ Dort, in dem summenden Menschengewirr vor dem Tempel stellte mir ein Mann diese Frage. Ich denke, er hielt mich für einen Christen. Und ich glaube auch, dass etwas Triumph in dieser Frage lag, ein Moment der Herausforderung im Angesicht dieser mächtigen Gottheit. Bis heute geht mir diese Begegnung immer wieder nach, wenn es um die Frage geht, was die Menschwerdung und das Leiden Jesu am Kreuz bedeuten: Gott kommt den Menschen in ihrer Schwäche nahe und es geht gerade nicht um Macht und Stärke.

Schwer zu erläutern, was den christlichen Glauben ausmacht

In den nächsten Monaten sollten buddhistische Studien und religiöse Gespräche mein Schwerpunkt sein. „Warum suchen junge Menschen eine religiöse Zukunft in Asien und was finden sie da?“ Diese Frage war neben einem christlichen Zeugnis unsere Aufgabe. Während andere Mitglieder des Teams diakonische Arbeit an Drogenabhängigen in Goa und Kathmandu als Aufgabe hatte, waren wir zu zweit jeweils mehrere Wochen in Bodhgaya und McLeod Ganj, einem Teil von Dharamsala.

Bodhgaya ist ein kleiner Ort im Nordosten Indiens. Während der lonely planet-Reiseführer den Ort als hässliches Kaff mit vielen Fliegen beschreibt, ist es für Buddhisten das Zentrum des Universums. Hier wird der Bodhi-Baum verehrt, unter dem Siddhartha Gautama um das Jahr 534 v. Chr. Erleuchtung erlangte und zum Buddha wurde. In der Folge errichteten viele buddhistische Traditionen und Staaten hier Tempel und Pilgerheime. Fast täglich ist es möglich, englischsprachige buddhistische Unterweisungen und Meditationsanleitung zu bekommen. Alles atmet Religion. Besonders prägend wirkt sich das auf die Mahlzeiten unter internationalen Reisenden in unzähligen kleinen Restaurants aus. War die erste typische Frage geklärt – „Wo kommst du her, was machst du sonst, wo willst du hin?“ – und die zweite, charakteristisch indische: „Ist deine Verdauung o.k.?“, stand sofort die dritte im Raum: „Was glaubst du? Bist du Buddhist, Christ oder was sonst?“ Vielfach musste ich erklären, dass ich nicht ‚Zuflucht nehmen’ werde (zu Buddha, Dharma und Sangha) – also auf dem Wege zum Buddhisten bin, sondern als Christ auf dem Weg zum Pastor. Es war eine Herausforderung, immer wieder zu erläutern, was den christlichen Glauben im Kern ausmacht. Insbesondere angesichts der Tatsache, dass Jesus als sogenannter Bodhisattva (erleuchtetes Wesen, das anderen auf dem Weg zum Heil hilft) in das System des Tibetischen Buddhismus’ eingebaut werden kann und wir während meiner Reise das Weihnachtsfest mit einer Puja, einem Opferritual, in einem tibetischen Tempel begingen, weil die nächsten Kirchen eine stundenlange Reise entfernt waren.



Fotos: C. Wenn (2)

Ich möchte in der Hoffnung auf die Gnade Gottes leben

Glaubenszweifel erlebte ich am nächsten Ort der Reise, McLeod Ganj. Hier, am Exilsitz des Dalai Lama, absolvierte ich einen intensiven Einsteigerkurs in den Tibetischen Buddhismus. Karma Lekshe Tsomo, eine amerikanische Nonne, die später Professorin in San Diego wurde, unterrichtete uns zwei Wochen lang mit dem Ziel, Buddhisten zu werden. Der Buddhismus, den sie lehrte, wirkte auf mich wie ein komplexes, aber stringentes Denksystem. Alles schien zu passen und es gab auf den ersten Blick keine Schwachpunkte oder Aporien im Denken. Widersprüchliches wie „meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“, das wir aus dem Christentum kennen, schien nicht existent.

Solche Systeme haben mich schon immer fasziniert und erstmals tauchte die Frage auf: „Warum bin ich eigentlich Christ und nicht Buddhist?“ Ich wäre heute nicht Pastor im *Zentrum für Mission und Ökumene* wenn ich darauf nicht eine klare Antwort gefunden hätte, die mich immer begleitet hat. Es ist die Gnade! Ich will nicht unter dem Gesetz des Karma leben. In der Summe der guten und schlechten Taten, das Budhhisten fast unausweichlich im Zirkel der Wiedergeburten hält, von denen nur wenige in menschlicher Gestalt geschehen und viele als Tier oder in einer Hölle. Ich möchte in der Hoffnung auf die Gnade Gottes leben im Glauben, dass er mir in Jesus Christus als Mensch begegnet ist.

Die Freude am Anderen

Wie wirken sich ökumenische Begegnungen auf den eigenen Glauben aus? Die Ökumenebeauftragte der Nordkirche Annette Reimers-Avenarius hat sich mit dieser Frage beschäftigt.

Dieses Motiv der Ikone ist durch die ökumenische Gemeinschaft von Taizé auch bekannt als Freundschaftsikone.

Armenische Kirchengesänge habe ich im Ohr. Im Auto. In der Bahn. Sie sind auf dem Smartphone immer dabei. Der armenische Weltenbürger und Jazzpianist Tigran Hamasyan improvisiert zu liturgischen Gesängen aus 1500 Jahren der Armenisch-Apostolischen Kirche. „Luys i Luso“: „Licht aus Licht“ ist dabei herausgekommen: Archaisch. Armenisch. Anmutig. Erleuchtend. Im März 2018 spielt er in der Hamburger Elbphilharmonie. In Sichtweite der Elphi an den Landungsbrücken findet jedes Jahr seit 1974 an Bord des Segelschiffes „Rickmer Rickmers“ die Orthodoxe Wasserweihe statt: Am ersten Sonntag nach Epiphanias segnet der Bischof der Griechisch-Orthodoxen Kirche die Gewässer der Elbe und den Hafen, indem er das heilige Kreuz dreimal ins Wasser taucht. Dieses Ritual möchte ich für Hamburg nicht mehr missen: Am Epiphaniasfest erinnert die Wasserweihe an die Taufe Jesu im Jordan und damit an die Weihe der gesamten Natur und Schöpfung. Verbunden mit der Verpflichtung, diese zu schützen und zu erhalten.

Diese und viele andere Begegnungen mit Christen und Christinnen anderer Kirchen haben mich und meinen Glauben verändert. Bereichert. Dafür ist Hamburg ein ergiebiges Pflaster. Obwohl großstädtisch säkular, ist die Kirchenlandschaft in Hamburg heute so bunt und vielfältig wie nie zuvor. Viele der in den letzten Jahren hierher Geflüchteten sind Geschwister im Glauben und gehören charismatisch-pentekostalen Kirchen an. So gibt es weit über hundert afrikanische Gemeinden, die sich in Lagerhäusern, leerstehenden Ladenlokalen versammeln oder zu Untermietern in evangelisch-lutherischen Kirchgebäuden werden. Von ihnen kann ich die Unmittelbarkeit des Heiligen Geistes lernen, dem Geist Gottes ganz konkret im Alltag etwas zuzutrauen.

Zu der „etablierten“ Ökumene, der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) Hamburg, gehören 35 verschiedene Kirchen und Gemeinschaften; jüngstes Gastmitglied seit Juni 2017 ist die Neuapostolische Kirche, die sich in den letzten zehn Jahren geöffnet hat und nun die ökumenische Gemeinschaft sucht.

Ich genieße es, wenn im Gottesdienst viele Sinne angesprochen werden

Ich möchte mir gar keine ökumenischen Gottesdienste mehr vorstellen, ohne dass unsere syrisch-orthodoxen Geschwister das Vaterunser auf aramäisch, in der Sprache Jesu, mit uns beten. Ich genieße es, wenn in Gottesdiensten viele Sinne angesprochen werden, wenn wir fröhlich tanzend im internationalen Gospelgottesdienst im Afrikanischen Zentrum Borgfelde unsere Kollekte nach vorne bringen; wenn wir in Gottesdiensten in der Kapelle des Ökumenischen Forums in der HafenCity Weihrauch duften können. Zum Glück haben die römisch-katholischen Geschwister diese Tradition aus dem römischen Kaiserkult bewahrt. Und auch die Altkatholiken. Die Orthodoxen selbstverständlich auch, die altorientalischen Kirchen sowieso.

Von meinen Jesuiten-Freunden habe ich die ignatianischen Exerzitien in modernster Prägung schätzen gelernt: „Exerzitien auf der Straße“ bedeutet, Gott auf der Straße zu suchen. Jesus hat ja schließlich auch von sich gesagt: „Ich bin die Straße, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Meine Erfahrungen damit sind, dass ich dem Heiligen tatsächlich begegne, dass Gott sich finden lässt und zu mir spricht – das ist eine existenzielle Erfahrung, die mich tief prägt.

Es gibt Bilder, die sich mir tief in die Seele eingeschrieben haben. Eines davon ist die koptische Ikone aus dem frühen sechsten Jahrhundert, die sich im Pariser Louvre befindet, und den Heiligen Menas zeigt, der von Christus umarmt wird. Menas war ein ägyptischer Soldat, der nach seiner Bekehrung zum christlichen Glauben als Einsiedler in der Wüste lebte. Während der diokletianischen Christenverfolgung im dritten Jahrhundert wurde er aufgespürt, gefoltert und hingerichtet. Der ägyptische Totengott legte den Verstorbenen seine rechte Hand auf die Schulter, um sie gut in das Jenseits zu geleiten – diese Tradition ist in der christlichen Ikonographie enthalten.

Besser bekannt ist diese Ikone durch die ökumenische Gemeinschaft von Taizé als Freundschaftsikone und ein gutes Beispiel für einen schönen, neuen Umgang mit Ikonen, ohne dass die alte tiefe Bedeutung geschmälert wird. Meine Version dieser Ikone steht gut sichtbar auf meinem Schreibtisch, sie wurde von meiner Freundin „geschrieben“. Als sie dann starb, habe ich die Ikone mit auf den Friedhof genommen und sie in das Zentrum meiner Traueransprache gestellt. Leider ist die Darstellung der Ikone auch erschreckend aktuell: Die Situation der koptischen Christen, die rund zehn Prozent der sonst muslimischen Bevölkerung Ägyptens ausmachen, ist außerordentlich beunruhigend. Papst Tawadros II, das geistliche Oberhaupt der Koptisch-Orthodoxen Kirche, hat in diesen Tagen Deutschland besucht und erklärt, dass Christen und Christinnen in seinem Land wie „Freiwild“ behandelt werden. Sie sind Anschlägen fundamentalistischer Muslime ausgesetzt, werden vom Staat nicht geschützt und Täter werden strafrechtlich nicht verfolgt. Er selbst ist nur knapp einem Mordanschlag entkommen.

Begegnungen haben dazu geführt, meine eigene Tradition besser zu verstehen

Musik, Kunst, Liturgie, Glaubensinhalte und die Begegnung mit den Menschen, die jeweils ihre Traditionen und Kultur leben und glauben, haben mich beeinflusst, geprägt und dabei gelehrt, meine eigene ursprüngliche lutherische Tradition besser zu verstehen und schätzen zu lernen. Und die Liste derer, die mich geprägt haben, ließe sich weiter forstsetzen. Das ist ein spannender, offener Prozess, der auch das Gefühl der Fremdheit und des Nichtverstehens mit einschließt. Er führt dazu, dass ich mich zu einer lutherisch-ökumenischen Christin und Pastorin entwickle. Vielleicht ist „Freude am Anderen“ die kürzeste und einfachste Definition für Ökumene. Zum Glück sind Hamburg und die Welt noch größer als das Christentum in seinen verschiedenen Konfessionen und Ausprägungen. Da gibt es ja auch noch die anderen Religionen. Die Entdeckungsreise kann also weitergehen. Ich setze die Kopfhörer auf und lausche Tigran Hamasyans jazzigen Klängen seiner aktuellsten CD „An Ancient Observer“. Ob es wohl noch Karten für sein Konzert in der Elphi gibt?

Annette Reimers-Avenarius, *Archäologin und Pastorin, ist Ökumenebeauftragte der Evangelisch-Lutherischen Kirche Norddeutschlands und Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Hamburg.*

Fotos: privat (1), A. Reimers-Avenarius (1), E. v. d. Heyde (1)

Madang, Papua-Neuguinea

Fotos: R. Tietgen (1), M. Haasler (1)

Glaube ist etwas, das du tun willst!

Als Martin Haasler im Oktober Papua-Neuguinea besuchte, ging es in Gesprächen auch um das Thema Glauben. Dabei erhielt er Antworten, die ihn nachdenklich machten, wie die der 16-jährigen Schülerin Deborah Neckson.

Was bedeutet Glaube für dich, Deborah?“, fragte ich. „Etwas, von dem du annimmst, dass du es tun wirst!“ Ihre Antwort kam sofort, kaum, dass ich meine Frage ausgesprochen hatte. Weder darauf noch auf das Gesagte war ich gefasst gewesen.

Als Theologe habe ich schon sehr viel langweiligere Versuche gehört, Glaube zu definieren. Langsam wiederholte ich ihre Worte: „Etwas, von dem du annimmst, dass du es tun wirst“. Deborahs Antwort überraschte mich. Ich fragte nach, und sie bekräftigte ihre Aussage: „Ja, Glaube ist etwas, das du geplant hast, etwas, das du tun willst!“. Sie muss mir meine Überraschung angesehen haben, denn sie fuhr fort: „ Zum Beispiel: Wenn du dir ein Auto kaufen oder ein Haus bauen willst, dann hast du den Glauben oder auch das Vertrauen, dass du es wirklich tun wirst. Du willst es wirklich tun und durch deine innere Überzeugung kannst du es auch tun!“

Allem Anschein nach las Deborah in meinem Gesicht ein großes Fragezeichen, das sich in rascher Folge in ein flackerndes Ausrufungszeichen und wieder zurück verwandelte. Mir wurde deutlich, dass ich sehr ungeübt darin bin, Glaube als eine Meinung oder eine Annahme von mir selbst anzusehen. Vielmehr bin ich daran gewohnt, Glaube als eine feste Überzeugung zu verstehen, die sich auf andere, insbesondere auf Gott, bezieht.

„An Gott glauben bedeutet darauf zu vertrauen, dass durch ihn etwas geschehen wird“

Deborah spornte das offenbar an: „Man braucht ein Ziel und man braucht Vertrauen!“, rief sie, „Vertrauen haben ist wie der Glaube. Du nimmst an, dass etwas geschehen wird, und durch deinen Glauben kannst du es dann tatsächlich schaffen.“

Meinte Deborah tatsächlich, dass Glaube so eine Art Selbstüberzeugung war und man eine Sache nur entschlossen genug und mit Zuversicht angehen musste, um sie zum Erfolg zu führen? Ich wollte es wissen und kam auf Gott zu sprechen. „Ja“, sagte Deborah, „mit Gott ist es genauso: An Gott zu glauben, bedeutet, darauf zu vertrauen, dass durch ihn etwas geschieht oder geschehen wird!“

Mir lag eine weitere Frage an Deborah auf der Zunge: „Würdest du sagen, dass Gott auch an sich selbst glaubt?“ – Insgeheim hoffte ich, dass sie in ihrer Antwort auf Jesus verweisen und etwas von seiner tiefsten Überzeugung, seinem Glauben, sagen würde. Vielleicht hätte sie ein Jesuswort aus dem Johannesevangelium zitieren können, zum Beispiel: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben“. (Joh. 8,12). Und dann hätte sie hinzufügen können, wie sie diese Worte versteht – so etwas wie: „Jesus hat uns retten wollen, er wollte uns in sein Reich einladen und uns die Tür zum Himmel öffnen. Er hatte ein Ziel und er hatte Vertrauen, er nahm an, dass etwas geschehen wird und durch seinen Glauben konnte er es dann auch tatsächlich schaffen.“ Die junge Frau, die so genau weiß, was es bedeutet auf einer Insel zu leben und an einem Ort zuhause zu sein, an dem das Leben bedroht ist, hätte vielleicht zusammenfassen können, woran sie glaubt, was sie geplant hat und was sie tun will. Aber ein Telefon klingelte, und ein neues Thema beendete abrupt den Gesprächsfluss. Unser Gespräch war zu Ende. So blieb die Frage, was der Glaube für Menschen auf einer Insel bedeutet, unbeantwortet im Raum stehen. Ich habe sie als Souvenir mit nach Hause genommen und reiche sie nun weiter.

Martin Haasler *ist Referent für Pazifik/Papua-Neuguinea im* Zentrum für Mission und Ökumene*. Er hatte* **Deborah Neckson** *vor einem Jahr für die „Konfi-Aktion“ der Nordkirche gewinnen können. Dort hatte sie von ihrem Alltag erzählt und eine Spendentätigkeit unter Konfirmandinnen und Konfirmanden ausgelöst. Martin Haasler hatte sie nun wiedergetroffen, um sie über den Erfolg der Aktion zu informieren und sich für ihre Unterstützung zu bedanken.*

Wie oft Menschen beten, sagt nichts über die Qualität des Glaubens aus

Wie wir den Glauben leben hängt auch vom geografischen und gesellschaftlichen Umfeld ab. Maiyupe Par, Pastor aus Papua-Neuguinea, hat Erfahrung in zwei sehr unterschiedlichen Kulturen.

Wenn ich an das Wort „Glaube“ denke, kommen mir zwei deutsche Worte in den Sinn: “Überzeugung” und „Vertrauen“. Zunächst zum ersten Wort: In jedem Gottesdienst bekennen wir, dass es einen Gott gibt und dass Gott der Schöpfer von Himmel und Erde ist. Für mich bedeutet dies Bekenntnis, dass ich keine Zweifel habe, dass Gott existiert und dass ich glaube, dass er das Universum geschaffen hat. Dabei spielt es für mich keine Rolle, ob die Erde in 5,5 Milliarden Jahren oder in nur sieben Tagen geschaffen wurde. Ich glaube aber daran, dass es eine Instanz gibt, die alles geplant und geschaffen hat. Während die Wissenschaft uns erklärt, wie die Erde entstanden ist, lehrt der Glaube, wer der Ursprung des ganzen Geschehens ist. Ich glaube daran, dass nichts aus Zufall entstanden ist.

Taufmuschel in der Kapelle des Martin-Luther-Seminary in Lae, Papua-Neuguinea

Das zweite Wort „Vertrauen“ umfasst für mich die praktische Seite des Glaubens. Wenn ich glaube, dass es einen Gott gibt, dann bete ich auch zu ihm. Dass bedeutet, dass ich mich ihm anvertraue, mich auf Gott verlasse. Als Mensch bin ich darauf angewiesen, weil meine eigenen Fähigkeiten nur begrenzt sind. Mein Vertrauen auf Gott gibt mir außerdem neue Kraft, auch dann weiterzugehen, wenn ich mich in einer Krise befinde und nicht mehr weiter weiß.

Ich denke, dass wir gerade heute mehr denn je dieses Gottvertrauen brauchen. Es gibt zahlreiche Krisen, die wir bewältigen müssen wie Krieg, Flucht, Klimawandel und Naturkatastrophen. Das führt zu vielen Fragen, deren Antwort wir nicht kennen. Das macht unsicher. Viele haben Angst vor der Zukunft. Was gibt dann den Mut, positiv zu leben und weiterzumachen? Ich bin überzeugt, dass das Vertrauen zu Gott in dieser Situation helfen kann. Das bedeutet auch, Vertrauen darin zu haben, dass nicht alles aussichtslos ist. Es macht einen Unterschied, ob ich daran glaube, dass die Welt in einer Katastrophe enden wird, oder ob ich die Vision und die Hoffnung habe, dass Menschen einmal ein Leben in Fülle haben werden.

Du schickst dein Gebet einfach in die Luft und glaubst trotzdem, dass Gott dein Gebet hört

Daraus folgt aber nicht, dass man immer nur voller Vertrauen ist. Zum Glauben gehört auch der Zweifel. Es gab Zeiten, da galt der Zweifel für mich als Schwäche. Heute sehe ich es anders. Ich denke, bei einem gesunden Glauben ist immer eine Portion Zweifel dabei.

Dass wir zweifeln, ist normal. Denn wie kann ich nicht zweifeln, wo ich Gott doch nicht sehen kann? Wenn du betest, woher weißt du, dass Gott dich wahrnimmt? Du siehst ihn ja nicht. Du schickst dein Gebet einfach in die Luft und in die Leere. Trotzdem glaubst du, dass Gott da ist und dein Gebet hört. Ja, radikaler Glaube kann zu Hochmut führen und radikales Vertrauen auch Realitätsverlust beinhalten. Aber umgekehrt kann purer Zweifel, der mit völligem Vertrauensverlust einhergeht auch zur Handlungsunfähigkeit führen.

Natürlich ist es ist viel leichter und bequemer, an Dinge zu glauben, die wir sehen und verstehen können. Das wusste schon der Apostel Paulus. In seinem Brief an die Hebräer schrieb er:

Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht. (...) Durch den Glauben erkennen wir, dass die Welt durch Gottes Wort geschaffen ist, so dass alles, was man sieht, aus nichts geworden ist (Hebr 11,1-3).

Paulus ermutigt die Gemeindeglieder, nicht aufhören zu glauben, auch wenn es keine Beweise für die Existenz Gottes gibt. Wer immer nach Beweisen sucht, um damit seinen Glauben zu stärken, kann enttäuscht werden und manchmal auch den Glauben an Gott verlieren. Gott können wir nicht sehen und auf unsere Gebete bekommen wir auch keine direkte Antwort. Wir haben nicht einmal ein Bild oder eine Vorstellung von ihm. Alle drei abrahamitischen Religionen lehnen ein Bild von Gott ab. Wir haben nur sein Wort. Aber genau das ist entscheidend für den Glauben: Wir glauben an sein Wort, weil wir glauben, dass durch sein schöpferisches Wort alles erschaffen wurde. Damit gründen wir unsere Überzeugung auf etwas, das man nicht beweisen kann. Aber: Wenn wir nur an Dinge glaubten, die man sieht und versteht, dann wäre das Wissen und kein Glaube. Nicht Wissen schafft den Glauben, sondern umgekehrt schafft der Glaube ein Wissen.

Je nachdem in welchem Land ich bin, verändert sich die praktische Seite des Glaubens

In den Jahren, in denen ich nun in Deutschland lebe, hat sich mein Glaube an Gott im Grunde nicht geändert. Nur die Art und Weise, wie ich meinen Glauben lebe, also die praktische Seite, die hat sich etwas gewandelt. Dieser Wandel kann auch durch die Begegnung mit unterschiedlichen Kulturen verursacht sein, ist aber noch stärker durch das jeweils andere Umfeld beeinflusst. Nur ein kleines Beispiel: Wenn wir in Papua-Neuguinea längere Trockenperioden hatten, in denen es mehr als drei Monate keinen Regen gab, haben wir angefangen um Regen zu beten. Wir brauchen den Regen, um nicht zu verhungern. Ebenso haben wir im Dorf Gott um Heilung gebeten, wenn wir selbst oder andere im Dorf krank waren. Das war, neben der ersten Grundversorgung das, was wir für die Kranken tun konnten. In vielen Dörfern gibt es keinen Arzt und das nächste Krankenhaus ist ein Tagesmarsch, manchmal sogar zwei oder drei Tagesmärsche ‚entfernt. Seitdem ich aber in Breklum lebe, habe ich das noch nicht gemacht. Die Umweltbedingungen sind vollkommen anders. Hier gibt es zum Beispiel genug Regen – oft mehr als genug, so dass ich überlege, ob ich nicht lieber für mehr Sonne beten sollte. Und wenn ich krank bin, bete ich auch nicht. Ich gehe zur Hausärztin, die ihre Praxis um die Ecke hat und im Chor der Kirchengemeinde mitsingt. Wenn ich im Vaterunser „unser tägliches Brot gib uns heute” bete, nehme ich es nicht wortwörtlich. Ich bete nicht wirklich dafür, dass Gott heute Abend für unser Essen sorgt. Denn unsere Vorräte für die ganze Woche sind schon im Kühlschrank und den Küchenschränken. In Papua-Neuguinea ist es anders. Du weiß vorher oft nicht, was du heute zum Abendessen bekommst, oder ob es überhaupt etwas gibt. Es kann sein, dass die Wildschweine deinen Garten plattgemacht haben oder jemand die Bananen geklaut hat, die du ernten wolltest. Oder die Süßkartoffeln hatten eine schlechte Ernte. Deswegen meinen wir es sehr ernst, wenn wir um unser „täglich Brot“ beten.

Damit meine ich nicht, dass ich es mit meinem Beten hierzulande nicht ernst meine. Allerdings ist der Gegenstand der Gebete ein anderer. Hier bitte ich zum Beispiel vor einer Autofahrt darum, dass Gott mich vor einem Unfall schützt. Je nachdem, in welchem Land und welcher Kultur ich mich gerade befinde, verändert sich zwar die praktische Seite des Glaubens, aber nicht mein Glaube. Zusammengefasst heißt das: Wenn ich in Papua-Neuguinea lebe, wo es viele Alltagsprobleme gibt, praktiziere ich meinen Glauben spontaner. Hier beten Menschen angesichts der täglichen Herausforderungen mehrmals am Tag zu Gott. So ist der Glaube im Alltag präsenter und hat vielfältigere Ausdrucksformen. Wenn ich in Deutschland bin, wo Menschen im Wohlstand leben, das Leben weitaus bequemer ist und man die Hilfe Gottes nicht zur Bewältigung des Alltags braucht, scheint der Glaube in der Form nicht so präsent zu sein. Ich sehe das nicht kritisch. Im Gegenteil. Wenn Menschen an Gott glauben, obwohl sie ihn zur Bewältigung ihrer Probleme nicht brauchen, dann hat der Glauben noch eine andere Qualität. Das ist etwas, das ich sehr schätze.

„Wir haben nur sein Wort. Aber genau das ist entscheidend für den Glauben“. Maiyupe Par beim Aussendungsgottesdienst 2015 im Ratzeburger Dom.

Maiyupe Par, *Pastor der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Papua-Neuguinea, arbeitet seit 2013 als Ökumenischer Mitarbeiter in Breklum,.*

Fotos: E. Lau (1), J. Nahnsen (1)

Der Glaube muss raus aus der Komfortzone

Beim Glauben geht es nicht nur um individuelle Herzensbildung.
Er wächst dort, wo Menschen für andere da sind.

Vladimir Khulap

Der christliche Glaube bedeutet vor allem, dass man ein Vertrauen zu Gott hat und es aktiv zum Ausdruck bringt. Damit bedeutet Glaube eben nicht nur die Annahme von bestimmten dogmatischen Formulierungen. Das Neue Testament bezeugt uns Gott, der die Quelle unseres Lebens und ein liebender Vater ist. „Abba", die aramäische Anrede für Gott, ist ein kindliches Lallwort, das buchstäblich „Papa" heißt. Es richtet sich an eine Person, die Schutz, Unterstützung und Hoffnung geben kann. Ein Vater kennt die Schwächen seiner Kinder. Zum Vater kann man aufrichtig sein, ihm offenherzig seine Sorgen, Zweifel und Geheimnisse anvertrauen, in dem Wissen, dass er immer gegenwärtig ist, dass man gehört und verstanden wird. So kann aus unserem Leben, aus dem verstreuten und gekritzelten Chaos, den unsere unsichere Hand schreibt, ein immer schönerer Text werden – geleitet, von der rechten Hand Gottes.

Abraham, „der Vater des Glaubens", handelt immer im Vertrauen auf Gott und wagt auf Gottes Geheiß Schritte, deren Bedeutung er selbst nicht versteht. Er glaubt jedoch fest daran, dass Gott sein Wort immer hält, auch wenn es scheint, als ob wir absolut allein und von ihm vergessen sind. Jeder von uns steht oft vor der Wahl zwischen dem Wort Gottes und der „Weisheit dieser Welt" (1 Kor 3,19). Es ist nicht einfach, sich für den Weg Jesu zu entscheiden, der uns manchmal zu radikal, schwierig und fraglich erscheint. Das Wort Gottes steht oft im Widerspruch zu unseren alltäglichen Erfahrungen. Tatsächlich scheint es unlogisch, die neunundneunzig Schafe für die Suche des einen zu verlassen. Und absolut sinnlos scheint der Weg Jesu zum Kreuz zu sein sowie sein Tod. Aber dadurch kann man entdecken, dass seine Liebe auch in schweren Stunden nicht aufhört. Dadurch kann man die Liebe Gottes als wahre Grundlage der eigenen Existenz entdecken, die Welt durch seine Augen betrachten und damit das eigentliche Ziel seines Lebens verstehen. Der Glaube wird dann zur Kompassnadel, die auch unter komplizierten und verwirrenden Umständen eine sichere Orientierung verschafft. An die Botschaft des Evangeliums zu glauben, heißt vertrauensvoll in unserem Alltag zu leben, auch wenn uns die Folgen vielleicht nicht immer klar sind. In Lebenskrisen beginnt in uns eine völlig andere, göttliche Kraft zu wirken, die unsere menschlichen Ängste und Schwächen heilt. Ein solches Leben aus dem Glauben wird fruchtbar sein – auf eine Weise, die wir auch in unseren kühnsten Träumen nicht erwarten.

Glaube hat eine gemeinschaftsbildende Funktion

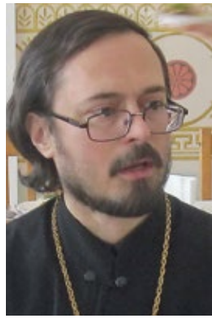
„Ein Christ ist kein Christ." Mit diesem kurzen Satz hat zu Beginn des dritten Jahrhunderts der nordafrikanische Theologe Tertullian zum Ausdruck gebracht, dass man nicht allein, sondern nur in der Gemeinschaft der Kirche Christ sein kann. Demnach hat der Glaube auch eine gemeinschaftliche Dimension. Der Glaube ist Grundlage der Kirche (Ekklesia, griechisch „Herausgerufene"), die sich als die Gemeinde von Menschen versteht, die die Botschaft von der Liebe Gottes zu den Menschen gehört haben und ihr Leben darauf gründen wollen. Die Kirche ist keine politische oder gesellschaftliche Vereinigung. Sondern in der Mitte der Kirche steht der lebendige Jesus Christus. Dadurch wird jeder und jede Glaubende zu einem Glied seines Leibes (Eph 4,15f) und des Volkes Gottes (1 Petr 2, 9f). Der gemeinsame Glaube wird im gemeinschaftlichen Bekenntnis, in der Feier der Liturgie und im Dienst der Nächstenliebe sichtbar und erfahrbar. Wir begeben uns damit auf den zweitausendjährigen Weg des christlichen Glaubens, den vor uns bereits viele Generationen von Christen und Christinnen gegangen sind. Unser Glaube bedeutet einerseits die Treue zu dieser gemeinsamen Glaubenstradition. Aber diese Reise führt auch in eine unbekannte Zukunft mit neuen Herausforderungen. Dabei geht es darum, die Botschaft von Kreuz und Auferstehung immer wieder neu zu aktualisieren.

Fotos: E. Fuchs (1), C. Hunzinger (1)

Glaube wächst nur in der Konfrontation mit der Realität

Wir fühlen uns oft unbehaglich, wenn wir unseren Glauben zum Ausdruck bringen, nicht nur vor Unbekannten. Sehr oft bleibt er nur „mein" persönlicher Glaube: als Grundlage des Lebens, meines inneren Friedens und der Freude mit Gott. Der Glaube ist in dem Sinne etwas sehr Persönliches, Inneres, Intimes - das, was wir in jeder Hinsicht vor äußeren Störungen und Angriffen schützen möchten. Natürlich kann man diese sanfte Rose unter einer stoßfesten Glasabdeckung schützen. Das Glas wird jedoch nicht nur Schutz geben, sondern auch ihr Wachstum begrenzen. Aber eine Blume benötigt heiße Sonne, frischen Wind, kühlen Regen. Paradoxerweise wird damit das, was sie zerstören kann, zur Quelle von Leben, Schönheit und Wohlgeruch. Wenn man den Glauben nur auf die eigene Herzensbildung beschränkt, wird er wie eine Blume unter Glas früher oder später verwelken. Der Glaube wird nur in Konfrontation mit der Lebensrealität gehärtet und wachsen können. Er wächst nur dann, wenn die Worte des Evangeliums in die tägliche Lebenswirklichkeit gesät werden – was oft auch ungeschickt und unbeholfen geschehen kann.

Wenn Menschen voll des Glaubens sind, wollen sie sich unbedingt der Außenwelt mitteilen. Es ist ganz natürlich, dass wir unsere christliche Vision von der Welt und den Menschen mit denjenigen teilen wollen, die in einer Lebenskrise, in Not und verzweifelt sind. Dabei ist es oft bequemer in der christlichen Komfortzone, in unserer Kirche und unseren Gemeinden, zu bleiben. Aber in ihrer Geschichte gingen Christen und Christinnen immer beherzt und verständnisvoll zu den Menschen, die das Evangelium – die Botschaft vom Sinn und des menschlichen Lebens und der Hoffnung – besonders brauchen. Dabei geht es natürlich nicht nur um die sonntägliche Predigt von der kirchlichen Kanzel. Alle, die sich ernsthaft und sorgfältig umsehen, werden sofort viele Menschen sehen, denen man durch konkrete Taten helfen kann. Dieser „Glauben, der in der Liebe wirksam ist" (Galater 5,6) ist viel überzeugender als schöne und erhabene Worte. Dadurch geschieht ein Wunder. Es entsteht eine „Kraft in der Schwachheit" (2 Kor 12, 9), die wirken, wachsen und so groß werden kann, dass sie die Welt umwandelt und erhellt.



Dr. Vladimir Khulap *ist Erzpriester der Russisch-Orthodoxen Kirche und Prorektor für die pädagogische Arbeit und Praktische Theologie an der Geistlichen Akademie in St. Petersburg. Darüber hinaus leitet er das neu gegründete Institut für Soziale Ausbildung.*

Kirche kann nicht nicht politsch sein

Birgitta Henrich aus Heikendorf und Lord Macha aus Kimerich in Tansania waren Teilnehmende einer entwicklungspolitischen Studienfahrt nach Berlin und Wittenberg. Beide haben sich Wochen nach der Fahrt noch einmal mit dem Themen Glaube und Politik auseinandergesetzt.

Gruppenbild vor Luthereiche: (v. l. n. r.) Pastor Lord Macha, Nimwindie Mnzawa, Adeline Lyimo, Lawrence Lyimo aus Tansania und Pröpstin Solange Yumba wa Nkulu aus der DR Kongo

Wie wirkt sich der Glaube auf Ihr gesellschaftspolitisches Handeln aus?

Birgitta Henrich: Mein Glaube gibt mir Orientierung und Ermutigung für ein politisches Denken und Handeln. „Soviel du brauchst“ und „Denn vor Gott sind alle Menschen gleich“, das sind Bibelworte, die mich sehr geprägt haben. Als freier Christenmensch trage ich Verantwortung und setze mich besonders mit politischen Fragen wie Frieden, soziale Gerechtigkeit, Klimagerechtigkeit und fairem Handel auseinander. Wenn es als gläubige Christin mein Bestreben ist, im Sinne des Gemeinwohls zu handeln, muss ich auch negative gesellschaftliche Entwicklungen kritisieren. Dazu gehört auch das Thema Wachstum. Als alleiniges Ziel für die Wirtschaft lässt die aktuelle Wachstumsideologie die sozialen und ökologischen Dimensionen außer Acht. Wenige haben viel und viele haben wenig bis nichts. Jesus hat uns aber gelehrt Botschafter für die zu sein, die keine Stimme in unseren Gesellschaften haben. Es wird immer bedeutsamer, dass wir mit den Nächsten sowie mit der Schöpfung würdig, fair und nachhaltig umgehen und in diesem Sinne auch das teilen, was wir haben. Dazu gehört auch: Von unten nach oben denken. Niemanden zurücklassen. Mein Glaube hilft mir zu sehen, dass ich ein kleiner Teil von etwas Größerem bin. Es kommt eben auf jede und jeden an. Die Sehnsucht ist groß, einmal in einer Welt im Sinne Christi leben zu können. Diese Vision macht Mut und spornt mich an, dafür etwas zu tun. Sie kann meine Perspektive auf die Welt beeinflussen und ich bin überzeugt, dass die Suche nach dem guten Leben für alle auch alle Religionen und Menschen verbinden kann.

Lord Macha: Unser tägliches Leben ist, wie in fast allen Ländern, von Wirtschaft und Politik bestimmt. In Nationen mit einer stabilen Politik gibt es auch die Möglichkeit eine stabile Wirtschaft aufzubauen. Aber dort, wo es nicht so ist, ist das Leben sehr hart. In vielen Ländern ist der Frieden bedroht. Dort beten Menschen, über alle Religionsgrenzen hinweg, für eine stabile Politik und dafür, dass die Regierung für die Erhaltung des Friedens sorgt. Grundsätzlich wirken sich die politischen Umstände also auch auf den Glauben aus. Umgekehrt gehört es aber zur Aufgabe von Christinnen und Christen, sich einzumischen und sich zum Beispiel dort mit lauter Stimme an die Politiker zu richten, wo sie den Frieden bedrohen.

Birgitta Henrich *ist ehrenamtlich aktiv in der Gemeinde Heikendorf.*

Welche Rolle haben Kirchen und Gemeinden, wenn es um das Engagement für Klimawandel, für Gerechtigkeit und Geflüchtete geht?

L.M.: Kirchen und Gemeinden sind der Ort, wo Christinnen und Christen über die Liebe Gottes zu den Menschen und zur Mitwelt sprechen. Deshalb ist das auch der geeignete Raum, um über Gottes Schöpfung nachzudenken, beziehungsweise darüber, wie Menschen dabei sind, sie zu zerstören. So sind wir auch als Kirchen dazu aufgerufen, gegen den Klimawandel zu protestieren. Denn die Opfer dieses Wandels sind gerade die Menschen, die ihn nicht verschuldet haben.

Die christlichen Gemeinden sind natürlich auch der geeignete Ort, um über Gerechtigkeit zu sprechen. Denn die Liebe Gottes wird dort sichtbar, wo es Gerechtigkeit gibt. Dort, wo Ungerechtigkeit herrscht, haben Kirchen und Gemeinden eine wichtige Stimme, die sie in die Gesellschaft einzubringen müssen. Da in den Gemeinden die Liebe Gottes gelehrt wird, ist es ebenso selbstverständlich, dass man Heimatlosen, zu denen vor allem Flüchtlinge gehören, ein neues Zuhause bietet. Wie eine Mutter haben wir als Kirche die Aufgabe für die zu sorgen, die unsere Hilfe brauchen.

B.H.: Für mich ist es selbstverständlich, dass sich Kirche und Gemeinden gerade für diese gesellschaftlichen Themen engagieren. Das Evangelium sagt uns, dass alles, was wir tun, am Wohl des schwächsten Gliedes gemessen werden soll. Das ist auch meine Überzeugung. So tut es gut zu wissen, dass einiges bereits geschieht. Gerade hat sich die Kirche zum Ziel gesetzt, CO_2-neutral zu werden. Es wurden Projekte ins Leben gerufen, wie zum Beispiel die Aktion ÖkoFaire Gemeinde, die Gemeinden dazu ermutigt, nach ökologischen und nachhaltigen Kriterien einzukaufen und sie anschließend zertifiziert. Es gibt Gemeinden, die Geflüchteten Schutz gewähren, es gibt zahlreiche Partnerschaftsgruppen, die sich für eine globale Gerechtigkeit und für die Umsetzung der UN-Ziele für nachhaltige Entwicklung einzusetzen, um nur einige Beispiele zu nennen. Es ist wichtig, dass die Kirche in der Gesellschaft deutlich Stellung bezieht, weil sie trotz sinkender Mitgliederzahlen bedeutende Richtlinien für unsere Gesellschaft vorgeben kann. Kirche kann nicht nicht politisch sein.

Worauf hoffe ich? Wo finde ich Unterstützung für meine Hoffnung?

L.M.: Wie ich bereits betont habe, ist Politik ein Teil unseres täglichen Lebens. Sie kann das Schicksal einer Gesellschaft bestimmen – in die positve oder negative Richtung. Aber wir sind dem nicht ausgeliefert. Jeder und jede kann sich auch politisch betätigen: sei es bei den Wahlen, als Teilnehmende bei politischen Treffen, in Schulen oder Unviersitäten. Als Christinnen und Christen sind wir dazu aufgerufen, uns auch politisch zu engagieren. Dazu haben wir von Gott die Kraft bekommen, der das Wohl aller Menschen will. Meine Hoffnung gründet sich auf Jesus Christus und wird unterstützt durch die Liebe Gottes zu den Menschen

B.H.: Ich hoffe auf eine Welt, in der sich niemand um das Morgen sorgen muss, weil genug für alle da und alles gerecht verteilt ist. Wo die Würde jedes einzelnen Menschen, aller Tiere und der Schöpfung selbstverständlich ist. Unterstützung finde ich in der weltweiten Ökumene, in kleinen gemeinsamen Projekten. Wie zum Beispiel bei der entwicklungspolitischen Studienreise nach Berlin und Wittenberg, wenn wir mit Partnern aus Tansania und der Demokratischen Republik Kongo zusammen unterwegs sind. Ermutigend finde ich auch, dass Engagement wertgeschätzt wird. So hat jüngst die Internationale Kampagne zur Abschaffung von Atomwaffen (ICAN) den Friedensnobelpreis erhalten. „Das wahre Licht ist der, der in die Welt gekommen ist, um für alle Menschen das Licht zu bringen“ – in diesem Bibelvers drückt sich meine Hoffnung aus. Sie wird unterstützt durch das Evangelium, meine Beziehungen zu Gott und den Menschen – und durch die Überzeugung, dass sich das Gute durchsetzen wird. Dabei hilft es mir, im Kleinen das Große zu sehen.

Die Fragen stellte Ulrike Plautz.

Welche Rolle spielen zivilgesellschaftliche Partnerschaften? Um diese Fragen ging es auch in Diskussionen. (v.l.n.r.): Pastor Lord Macha, Tansania, Katharina Desch, B.E.I. Schleswig-Holstein, Silke Leng, Ökumenische Arbeitsstelle Kirchenkreis Altholstein, Pröpstin Solange Yumba wa Nkulu, DR Kongo, und Jutta Briel, Tansaniagruppe Heikendorf

Ende Juni hatte die Tansaniagruppe Heikendorf mit dem Bündnis Eine Welt Schleswig-Holstein e.V. (BEI) eine entwicklungspolitische Studienfahrt nach Berlin und Wittenberg organisiert. Im Mittelpunkt standen Fragen wie: Welche neuen Ansätze gibt es in der Entwicklungspolitik? Welche Rolle spielen zivilgesellschaftliche Partnerschaften und wie können ihre Erfahrungen in die Politik einfließen? Teilgenommen hatten 16 Engagierte aus Schleswig-Holstein, Tansania und DR Kongo. Sie besuchten in Berlin u. a. die Einrichtungen Brot für die Welt, das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit, Mitglieder des Deutschen Bundestages und den Verband Entwicklungspolitik und Humanitäre Hilfe und nahmen an der Weltausstellung Reformation in Wittenberg teil. Ziel war es, entwicklungspolitische Interessen zu vertiefen sowie neue Erkenntnisse und Impulse für die eigene Partnerschaftsarbeit zu gewinnen.

Lord Macha *von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania ist Pastor in Mrimbo Kirimeni.*

Fotos: B. Henrich (4)

Besser verstehen, dass unser Reichtum hier zur Armut dort beiträgt

Tagung der IX. Generalversammlung in Breklum

Claudia Ebeling

Um Impulse aus der Tagung des Lutherischen Weltbundes im Mai in Namibia ging es bei der Generalversammlung des *Zentrums für Mission und Ökumene*. Sie tagte vom 1. bis 2. September in Breklum. „In der Begegnung mit den Anderen, den manchmal so Fremden, lernen wir die Welt, uns selbst, unsere Kirche, unser Land mit anderen Augen zu sehen“, erklärte Landesbischof Gerhard Ulrich vor den Delegierten. Er ist Vorsitzender des höchsten Leitungsgremiums des Werkes. In Arbeitsgruppen wurde außerdem diskutiert, wie Engagierte in Kirchengemeinden hier gemeinsam an der Lösung globaler Probleme wie Klimaschutz, Bewahrung von Menschenrechten oder Überwindung von Kolonialismus arbeiten können.

In seinem Impulsvortrag würdigte Landesbischof Ulrich die Bedeutung des Lutherischen Weltbundes und rief die Gemeinden zu einem stärkeren partnerschaftlichen Austausch mit ihren Schwesterkirchen auf. „Lange war die Missionsbewegung der Neuzeit eine Einbahnstraße von Norden nach Süden. Wertemäßig von oben nach unten. Von den Wissenden zu den vermeintlich Unwissenden“, sagte Ulrich. Globale Krisen im 20. Jahrhundert, Weltkriege, Diktaturen hätten politische Ordnungen weltweit erschüttert und eine „europäische Hochkultur“ wie auch die „Absolutheit des Christentums“ in Frage gestellt.

Die Folgen der Kolonialisierung seien bis heute nicht überwunden, Armut und Flucht nicht selten die Folgen. Deshalb gehörten Begegnungen mit Partnerkirchen auf gemeindlicher und landeskirchlicher Ebene, internationale Friedensarbeit sowie Unterstützung durch wirksame Hilfs- und Entwicklungsstrukturen auf den verschiedenen Kontinenten zusammen: „Unsere Netzwerke sind nicht zu überschätzende Lernfelder, auch zum Lernen des Miteinanders der verschiedenen Kulturen in diesen Zeiten der Migrations- und Flüchtlingsbewegungen.“ Der Landesbischof mahnte: „Wir müssen noch besser verstehen lernen, dass unser Reichtum hier zur Armut dort beiträgt.“ Niemand könne das so klar verstehen wie diejenigen, die sich auf den Weg machten zu ihren Geschwistern: „Dem Klimawandel jedenfalls begegnet man nicht, indem man ihn ignoriert oder aus Abkommen aussteigt.“

Auf der Tagesordnung der Versammlung stand auch die Verabschiedung des Haushaltsplans für das Jahr 2018. Zur Finanzierung der Arbeit des *Zentrums für Mission und Ökumene* sind rund 7,7 Millionen Euro veranschlagt. Damit werden zum einen die Arbeit und Projekte der Partnerkirchen in aller Welt unterstützt, aber auch die Referate in Hamburg und Breklum sowie der Personaleinsatz im Ausland finanziert. Vorstandsvorsitzender Propst Stefan Block hatte den Delegierten zuvor in seinem Bericht wichtige Arbeitsschwerpunkte des Zentrums erläutert.

Vor der Tagung gab es die Gelegenheit an einem Studientag zur Aufarbeitung der Verbrechen unter deutscher Kolonialherrschaft im heutigen Namibia teilzunehmen. Referenten waren Ruprecht Polenz, offizieller Vertreter der Bundesregierung im Dialog mit Namibia über den Völkermord an den Herero und Nama, Direktor Dr. Klaus Schäfer und Landesbischof Ulrich. „Niemand kann die Verbrechen ungeschehen machen. Aber wir können einen Beitrag dazu leisten, die noch offenen Wunden zu heilen“, betonte Polenz. Zwar habe die Nordkirche keine eigene Missionsgeschichte in Namibia, doch auch in Norddeutschland gebe es zahlreiche problematische Erinnerungen an die Kolonialgeschichte – gerade auch die in Deutsch-Südwestafrika, mahnte Ulrich. „Etwa Gedenktafeln in Kirchen, die an die vermeintlich glorreiche Zeit, den Mut und die Opferbereitschaft der deutschen Kolonialtruppen erinnern, das übergroße Leid der schwarzen Afrikaner aber verschweigen.“

Über die historische Dimension der deutschen Kolonialgeschichte berichtete Dr. Klaus Schäfer. „Beim sogenannten Kolonialkrieg, der zwischen 1904 und 1908 in Deutsch-Südwestafrika geführt wurde, handelte es sich ohne Zweifel um einen Vernichtungskrieg. Mit dieser grauenvollen Geschichte sind die Begriffe und Realitäten von Genozid, Konzentrationslager und Rassismus verbunden. Die Auseinandersetzung damit bleibt bis heute eine große Herausforderung.“

Fotos: E. v. d. Heyde (1), C. Wenn (2), J. Christiansen (1), M. Keiper (1), H. Neuschwander-Lutz (1)

Nachrichten

Neue Referentin im Ostasienreferat

Isabel Hess-Friemann arbeitet seit dem 16.Oktober als Referentin für Ostasien und Leiterin der Chinalnfostelle im *Zentrum für Mission und Ökumene*. Die Theologin und Sinologin war bereits für eine längere Zeit in Shanghai und Nanjing und lebte von 2004 bis 2012 in Peking. Dort arbeitete sie im medizinischen Bereich und lernte viele Sozialprojekte kennen. Bis heute pflegt sie noch private Kontakte zur kirchlichen Szene des Landes. Mit der neuen Aufgabe habe sich etwas „sehr lang Ersehntes unverhofft doch erfüllt und damit die chinesische Weisheit: Wenn Du es eilig hast, geh langsam“, erklärte die 53-Jährige. Heute lebe sie nun „mit Dankbarkeit, vielen Ideen und Begeisterung in Hamburg, ihrer deutschen Lieblingsstadt“ und freue sich „auf die neuen Handlungsfelder in der weltweiten Ökumene“.

Katrin Fiedler wechselt ins Lateinamerikareferat

Zum 1. September 2017 hat **Dr. Katrin Fiedler** vom Ostasienreferat ins Referat Lateinamerika gewechselt. Damit lernt sie nach der Arbeit im Ostasienreferat einen weiteren Arbeitsbereich des *Zentrums für Mission und Ökumene* kennen. Vordem war sie als Fachkraft des Werkes in Hongkong tätig. Dr. Katrin Fiedler, die zum Teil in Spanien aufgewachsen ist, sieht der neuen Aufgabe mit Spannung entgegen. „Wir haben tolle Partnerinnen und Partner in Lateinamerika und viele Ehrenamtliche, die sich in der Nordkirche für unsere Partner in Brasilien, El Salvador und Argentinien einsetzen“, so Fiedler. Sie freue sich nun darauf, „die kirchliche und entwicklungspolitische Arbeit in neuen kulturellen Kontexten kennenzulernen“.

Friedemann Magaard verlässt das Christian Jensen Kolleg

Der theologische Leiter des Christian Jensen Kolleg (CJK), **Friedemann Magaard**, wird das Breklumer Bildungs- und Tagungszentrum zum 1. März 2018 verlassen. Er wird neuer Gemeindepastor der St. Marien-Kirchengemeinde in Husum. „Wir lassen ihn ungern ziehen“, bedauert Propst i. R. Jürgen F. Bollmann, Vorsitzender des CJK-Aufsichtsrats, „denn Pastor Magaard hat dem Haus gut getan.“ Magaard leitet das Breklumer Kolleg seit 2009 als Geschäftsführer und in Verantwortung für das inhaltliche Profil als theologischer Leiter. „Ich gehe mit einem weinenden und einem lachenden Auge“, kommentiert der 52-Jährige seinen bevorstehenden Wechsel. „Der Ort und die Arbeit sind mir tief ans Herz gewachsen. Nach neun wunderbaren Jahren zu gehen, geht nicht ohne Bedauern. Zugleich reizt mich aber nun, nach der Zeit der Reflektion in Bildung und Beratung, wieder in die Praxis zu gehen und kirchlichen Gemeindealltag mitzugestalten“, so Magaard. Er freut sich auf seine Wahlheimat Husum und darauf, die Dienstwege vornehmlich mit dem Fahrrad zurücklegen zu können. Magaard wird noch über seine Dienstzeit hinaus die „Tage der Utopie“ vom 24. bis 28. April 2018 leiten.

Martin Keiper geht in den Ruhestand

Martin Keiper

Martin Keiper, bislang Leiter des Referats Printmedien, Redakteur von EineWelt und Chef vom Dienst der Kooperation Missionspresse, wird Ende Dezember 2017 nach 29 Jahren seinen Dienst im Evangelischen Missionswerk, der Dachorganisation aller Missionswerke, beenden und in den Ruhestand gehen. Als Geschäftsführer der Deutschen Evangelischen Missionshilfe (DEMH) leitet er den Missionshilfe Verlag, in dem unter anderem „EineWelt“ und das Jahrbuch Mission erscheinen.
Als Nachfolger wird **Helge Neuschwander-Lutz** das Referat Printmedien und die EMW-Zeitschrift EineWelt ab 1. Oktober 2017 leiten. Der Theologe und Journalist arbeitete von 1985 bis 2017 in der Öffentlichkeitsarbeit von „Mission EineWelt“, dem Missionswerk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Dort war er ab 1991 Medienreferent und übernahm später federführend die Pressearbeit und Medienproduktion von

Helge Neuschwander-Lutz

Joachim Kretschmar

Mission EineWelt. Dem EMW ist er seit 1991 verbunden. Er ist Gründungsmitglied der Kooperation Missionspresse und seit einigen Jahren auch Mitglied der Redaktionsleitung.

Neuer Studienleiter der Evangelischen Akademie in Schleswig-Holstein

Die Evangelische Akademie der Nordkirche hat einen neuen Studienleiter. Am 4. Dezember 2017 wird **Pastor Joachim Kretschmar** (38) in einem Gottesdienst in Breklum eingeführt. Von Nordfriesland aus ist er für Veranstaltungen und die Stärkung der Evangelischen Akademiearbeit in Schleswig-Holstein zuständig. „Die Akademie ist dafür da, dass verschiedene Gruppen des öffentlichen Lebens miteinander ins Gespräch kommen; sie hält die Kirche im gesellschaftlichen Dialog mit Fachleuten und Entscheidern“, erklärt Kretschmar. „Diesen abstrakten Auftrag gilt es vor Ort mit Leben zu füllen – daher ist wichtig, dass die Akademie, die bisher Büros in Hamburg und Rostock hatte, auch im nördlichsten Bundesland der Nordkirche Gesicht zeigt und ein Büro unterhält“, so der Pastor, der als Studienleiter für das Themenfeld „Gesellschaft und Religion“ zuständig ist. Dazu wird auch das Thema „Nachhaltigkeit“ gehören.
Nähere Informationen: www.akademie-nordkirche.de

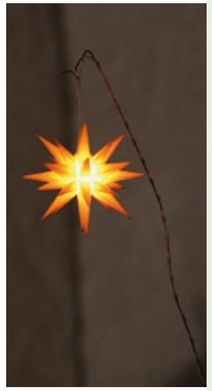
Bugenhagenmedaille für Annemarie Gieselbusch

Mit der Bugenhagenmedaille für herausragendes ehrenamtliches Engagement wird **Annemarie Gieselbusch** am 10. Dezember von der Nordkirche ausgezeichnet. Die Verleihung findet im Rahmen eines Gottesdienstes um 10 Uhr in der Christuskirche Rendsburg-Neuwerk statt. Die 77-Jährige wurde 1966 erstmals nach Indien entsandt. Dort baute sie bei den Adivasi, der indigenen Bevölkerung innerhalb der Jeyporekirche, einen Basisgesundheitsdienst auf. Nach Ende ihrer langjährigen hauptamtlichen Tätigkeit setzte Annemarie Gieselbusch in Kooperation mit dem *Zentrum für Mission und Ökumene* ab 2002 ihr ehrenamtliches Engagement als ausgebildete Krankenschwester in der indischen Kirche fort. Bis 2010 verbrachte sie jeweils sechs Monate im Jahr bei den Adivasi in Haldibad (s. weltbewegt Dez. 2016/2017). In ihrer Rendsburger Gemeinde gab sie den Impuls zu einem „Arbeitskreis Abschiebehaft“ und setzt sich dort bis heute mit einem hohen Maß an interkultureller Kompetenz in der Flüchtlingshilfe ein.

Annemarie Gieselbusch

Klösterliche Tage zum Jahresbeginn

Unter dem Motto „Mache dich auf und werde licht“, finden vom **5. bis 7. Januar 2018** im Rahmen der Breklumer Gezeiten die **Klösterlichen Tage** zum Jahresbeginn statt. Jutta Jessen-Thiesen und Frank Puckelwald vom Gemeindedienst der Nordkirche laden zum Jahresbeginn ein, „abseits vom Alltag, begleitet von Stille, Meditation und regelmäßigen Andachten“, auf den eigenen Weg zu schauen und über Fragen nachzudenken wie: „Wohin machen wir uns auf? Was soll werden im neuen Jahr? Was kann es bedeuten, licht zu werden?“ Ort: Christian Jensen Kolleg, Breklum, Kosten: 140 Euro.
Anmeldungen bis 15. Dezember bei Petra Conrad, Tel. 04671/911214, E-Mail: buerobreklum@nordkirche-weltweit.de



Eine-Welt-Preis

Am **26. Januar 2018** werden die Gewinner des Eine-Welt-Preises im Rahmen eines Festes in der Hamburger Christianskirche in Hamburg-Ottensen ausgezeichnet. Die offizielle Verleihung findet Anfang März im Rahmen der Landessynode der Nordkirche in Lübeck-Travemünde statt. Mit dem Eine-Welt-Preis werden Gemeindekreise, Schulklassen, Fair-Handelsgruppen, Partnerschaftsgruppen, Initiativen oder Einzelpersonen aus Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern ausgezeichnet, die sich „mit Phantasie, Kreativität und Hingabe für mehr Gerechtigkeit in der Welt einsetzten und dabei etwas Neues und Beispielhaftes geleistet haben“ und sich „vorbildlich und ehrenamtlich darin engagiert haben, ‚Nord-Süd-Beziehungen‘ lebendig und gerecht zu gestalten“, so die Veranstaltenden des Kirchlichen Entwicklungsdienstes. Der Eine-Welt-Preis wurde 1996 von der Nordelbischen Kirche ins Leben gerufen und wird seitdem alle zwei Jahre verliehen.
Informationen: www.ked-nordkirche.de

Fotos: J. Kretschmar (1), ZMÖ-Bildarchiv (1), C. Kienel (1), U. Plautz (1)

Nachrichten

Umwelt und Klimaschutzbüro

Leiter des **Umwelt- und Klimaschutzbüros** der Nordkirche mit Sitz in Hamburg ist der Umweltpastor Jan Christensen. Dort arbeitet er zusammen mit drei Klimaschutzmanagerinnen und -managern.
Arbeitsschwerpunkte:
- Umweltthemen und Schöpfungsfragen innerhalb der Nordkirche (Biodiverstität, Klimaschutz, Gen--technik etc.). Beim Thema Klima ist der Fokus auf Klimaschutz.
- Seit 1. Oktober 2016 gehört das neu eingerichtete Klimabüro der Nordkirche zum Verantwortungsbereich des Umweltpastors. Drei Klimaschutzmanager und -managerinnen wurden von der Nordkirche eingestellt. Sie sollen Kirchenkreise und Gemeinden als Koordinatoren/innen, Ansprechpartner/innen und Berater/innen bei der Umsetzung des Klimaschutzkonzepts (2012) und Klimaschutzgesetzes (2015) der Nordkirche unterstützen. Ihre übergeordnete Aufgabe ist die Fortschreibung der CO_2-Bilanz der Nordkirche. Sie ist ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zum Ziel einer CO_2-neutralen Nordkirche 2050.

Kontakt: Jan Christensen, Tel. 040 67503 840, jan.christensen@umwelt.nordkirche.de, www.umwelt-nordkirche.de

Infostelle Klimagerechtigkeit

Der Arbeitsschwerpunkt der **Infostelle Klimagerechtigkeit (IKG)** ist das Thema Klimagerechtigkeit. Die Infostelle im *Zentrum für Mission und Ökumene* fördert die Auseinandersetzung mit globalen Gerechtigkeitsaspekten des Klimawandels. Klimagerechtes Handeln vermindert die Ursachen und die Folgen des Klimawandels und ist damit auch ein Beitrag zum Klimaschutz. Dabei arbeitet die IKG eng mit dem Umweltbüro zusammen. Darüber hinaus ist die IKG Ansprechpartnerin für Gemeinden und Aktive bei Fragen rund um das Thema Klimagerechtigkeit:
- Zur Bildungsarbeit (Lehrerfortbildung, Workshops in Schulen und Konfirmandengruppen, Erstellung von Bildungsmaterialien) zu einzelnen Aspekten der Klimagerechtigkeit (Auswirkungen des Klimawandel auf Menschen und Mitwelt vor allem in Ländern des globalen Südens, Lebensstilfragen im globalen Norden, Verursacherprinzip, Handlungsoptionen hin zu einer sozial-ökologischen Transformation)
- Zur Bewusstseinsbildung durch CO_2-Bilanzierung von Veranstaltungen (z. B. Synode der Nordkirche, eigene Bildungsveranstaltungen), Workshops zu klimafreundlichen Veranstaltungen, Beratung zur Einführung einer ökofairen Beschaffungsrichtlinie, Mitwirkung an der Aktion „ÖkoFaire Gemeinde“ und der Gründung eines „Eco-Clubs“ auf Gemeindeebene durch Jugendliche.
- Zu bundeweiten politischen Diskussionen und Aktionen durch die Mitarbeit in der Gesellschafterversammlung der Klima-Kollekte und der Klima-Allianz Deutschland

Kontakt: Ulrike Eder, Tel. 040 88181-211, Judith Meyer-Kahrs,Tel. -331, www.klimagerechtigkeit.de, www.klimamediathek.de

Erste Ergebnisse bei der Umsetzung des Klimaschutzgesetzes

Die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland befasste sich unter anderem mit der Umsetzung des Klimaschutzgesetzes der Nordkirche.
Dr. Ralf Büchner, Mitglied der Ersten Kirchenleitung, informierte über Ergebnisse erster Datenerhebungen von Kirchenkreisen und Landeskirche. Danach werden inzwischen 85 Prozent des Strombedarfs im Bereich der Nordkirche durch kirchlichen Bündeleinkauf mit regionalem Strom aus erneuerbaren Energien gedeckt. Allein 2016 konnten dadurch rund 8 500 Tonnen CO_2, 103 Kilogramm Atommüll und Kosten von etwa 854 000 Euro eingespart werden. Seit einem Jahr begleitet das Klimaschutzbüro der Nordkirche die Erfassung der Daten und Klimaschutzprojekte.
Die Infostelle Klimagerechtigkeit organisiert Bildungsmaßnahmen in Schulen und unterstützt Kompensationsmaßnahmen für Klimaschäden. „Die Kirchenleitung ist zuversichtlich, immer besseres Zahlenmaterial zu erhalten“, kündigte Büchner an. „So können Gemeinden, Kirchenkreise und Landeskirche genauer die Problemzonen erkennen und gegebenenfalls nachsteuern.“ Für den Herbst 2018 wird ein erster umfassender Bericht zur Umsetzung des Klimaschutzgesetzes erwartet.

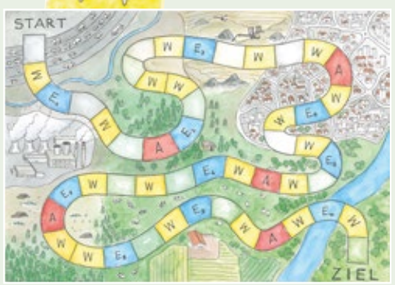
„Bis hierhin und nicht weiter“, unter diesem Motto zogen Demonstrierende am 10.11.2017 symbolisch eine rote Linie vor dem Hamburger Rathaus. Zum Protest während der UN Klimaverhandlungen in Bonn hatte u.a. auch die Infostelle Klimagerechtigkeit aufgerufen.

Klimaschutz Sofortprogramm unterzeichnet

Das *Zentrum für Mission und Ökumene* hat das Klimaschutz Sofortprogramm 2020 unterzeichnet. Es wurde am 20. Oktober im Rahmen einer Bundespressekonferenz vorgestellt und soll der zukünftigen Regierung übergeben werden. Zentrale Forderung des Papiers, das sich an dem Klimaschutzplan der Zivilgesellschaft orientiert und von 50 Verbänden und Kirchen mitgetragen wird, ist die Halbierung der Kohlekraftwerksleistung bis 2020. Ohne weitere Anstrengungen werde Deutschland sein Klimaschutzziel 2020 verfehlen. Mit dem Sofortprogramm sollen für alle Sektoren (Verkehr, Landwirtschaft, Gebäude) die richtigen Weichen für 2030 gestellt werden.

Bildungsspiel der Infostelle Klimagerechtigkeit

Die Infostelle Klimagerechtigkeit (IKG) hat ein Brettspiel für Kinder zwischen 7 und 12 Jahren entwickelt. **Prima Klima?! – Gemeinsam gegen den Klimaschurken** macht nicht nur Spaß, sondern vermittelt gleichzeitig erste Kenntnisse zum Thema Klimagerechtigkeit. Durch verschiedene Aktionen rücken die Spieler auf dem Spielplan Feld für Feld in Richtung einer schönen Welt mit gutem Klima voran. Der gemeinsame Gegner ist der Klimaschurke, welcher die Welt in eine Klimakatastrophe stürzen will. Doch dies gilt es zu verhindern! Nur mit vereinten Kräften können die Spieler das Klima retten und den Klimaschurken bezwingen.
Prima Klima?! eignet sich für die Wissensvermittlung in Schulklassen sowie anderen Kinder- und Jugendgruppen und kann ab Januar gegen Kaution ausgeliehen werden.
Weitere Informationen: www.klimagerechtigkeit.de



Klimafasten 2018

Zehn Landeskirchen und Diözesen aus Deutschland rufen zum Klimafasten vor Ostern auf. Der Fokus des Klimafastens liegt auf dem Klimaschutz und kann die Fastenzeit um neue Impulse ergänzen. Es soll Einzelne zu einer Veränderung des persönlichen Handels anregen, richtet sich aber auch an Kirchengemeinden, die das Klimafasten in ihre Gemeindearbeit integrieren wollen. Ansprechpartner für die Aktion ist das Klimaschutzbüro. Auf Anfrage versendet es Bestell-Postkarten und die Broschüre, die sich an interessierte Gemeindemitglieder richtet. Zusätzlich erhalten Interessierte für die Gemeindearbeit Textbausteine für den Gemeindebrief und die Webseite. Für die Fastenzeit gibt es zudem zu jeder Themenwoche theologische Impulse, die für Andachten nutzbar sind. Kosten für Materialien und Versand übernimmt das Klimaschutzbüro der Nordkirche.
Bestellungen bitte an: klimaschutz@umwelt.nordkirche.de

Weitere Informationen: www.klimafasten.de

Weltgebetstag 2018

Surinam steht im Mittelpunkt des diesjährigen **Weltgebetstages (WGT)** der Frauen, den Frauen aus aller Welt am **2. März 2018** feiern. Er steht unter dem Motto „Gottes Schöpfung ist sehr gut!“ Frauen aus Surinam haben die Gottesdienstordnung für den Weltgebetstag verfasst und geben Einblick in ihren Alltag. Das kleinste Land Südamerikas ist ein sehr junges Land. Erst seit 1975 ist die ehemalige niederländische Kolonie selbstständig. Damals hatten europäische Kolonialherren die indianische Urbevölkerung in den Regenwald vertrieben und brachten Menschen aus allen Erdteilen auf ihre Plantagen. In der Hauptstadt Paramaribo stehen Kirche, Hindutempel, Moschee und Synagoge nebeneinander. Rund die Hälfte der Bevölkerung ist christlich. Wichtigste Aufgabe der Menschen in Surinam sei es, sich trotz der verschiedenen Herkunft „als ein Volk zu verstehen“, erklärte Diana Pengel, Vorsitzende der surinamischen WGT-Komitees. Deshalb stehe die biblische Geschichte von der Schöpfung im Mittelpunkt des Gebetstages. Wie gefährdet sie ist, merken die Menschen in Surinam bereits heute. Der steigende Meeresspiegel bedroht Dörfer und Städte an der Küste und illegaler Goldabbau zerstört den Regenwald und vergiftet das Wasser mit Quecksilber. Deshalb laden die Frauen dazu ein, diese Schöpfung zu schützen. Am **26. Januar 2018** findet um 19 Uhr ein **Konzert** mit Musik aus Surinan von Denise Jannah in der Hamburger Hauptkirche St. Petri statt.
Informationen: u.gerstner@kirche-hamburg-ost.de, www.weltgebetstag.de **Material:** bestellung@eine-welt-shop.de

Foto: ZMÖ-Bildarchiv (1), Abb. Weltgebetstag deutsches Komitee (1), Klimaspiel/Illustrationen Wiebke Arntz

Herbsttagung des Missionskonvents

In diesem Herbst fand der Missionskonvent am **6. und 7. Oktober** in Breklum statt, im westlichsten und nördlichsten Teil der Nordkirche. Schon am Freitag traf sich eine Gruppe in Husum im Nationalparkhaus und hörte einen interessanten Vortrag über den Lebensraum Wattenmeer und die weitreichenden Folgen der Veränderungen des Klimas. Am Sonnabend ging es dann um „das Luthertum heute mit weltökumenischen Perspektiven“. Dr. Hauke Christiansen, Teilnehmer der Vollversammlung in Namibia, gab Impulse zum Thema, die in Arbeitsgruppen vertieft wurden. Zwischendurch wurde der Arbeitsausschuss neu gewählt. Eine gute Tradition ist es geworden, zurückgekehrte Freiwillige einzuladen. Dorothea Hanke und Johannes Davi berichteten sehr engagiert und mitreißend von ihren Auslandseinsätzen. In einer Podiumsdiskussion konnten die Leiter der Arbeitsgruppen und die Freiwilligen ihre Sicht zum Thema darlegen. Eine interessante Veranstaltung, die viel Stoff zum Nachdenken auf den Weg gab.
Weitere Informationen: www.nordkirche-weltweit.de

Frauke Pfeifer

Materialheft zum Sonntag Judika 2018

Unter dem Motto „ Auf dem Weg – Gerechtigkeit und Vielfalt“ lädt die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland alle Kirchengemeinden am **18. März 2018** zu einem Themengottesdienst ein. Dazu ist auch in diesem Jahr ein Materialheft erschienen, das mit Reflektionen, Gebeten, Gottesdienstbausteinen, Andachten und Liedern Anregungen für den Gottesdienst, die Jugendarbeit, Gemeindegruppen oder Einzelgespräche bietet. Interkulturelle Vielfalt prägt das Zusammenleben in unserer Gesellschaft und damit auch das kirchliche Handeln. Spätestens seit 2015 mit der Ankunft von vielen Geflüchteten in Deutschland ist diese Wirklichkeit auch in den Gemeinden der Nordkirche angekommen. Wie können wir gut zusammenleben? Wie gestalten wir das Miteinander in den Gemeinden? Wie feiern wir Gottesdienste mit Menschen unterschiedlicher sprachlicher und kultureller Herkunft? Mit den Angeboten zum Judikasonntag sollen Gemeinden zu interkulturell gestalteten Gottesdiensten ermutigt werden. **Materialien** können **ab Januar 2018** über judika@nordkirche-weltweit.de bestellt werden. Download unter www.sonntag-judika.de

100 Jahre weiße Villa in Hamburg-Othmarschen für die Mission

Anfang April 2018 jährt sich die Schenkung der weißen Villa in Hamburg-Othmarschen durch den Bankier Richard Henry von Donner an die Breklumer Mission zum einhundertsten Mal. Aus Anlass des Schenkungsjubiläums veranstaltet das *Zentrum für Mission und Ökumene* am **16.** und **17. Februar 2018** in der Hamburger Missionsakademie eine Geschichtswerkstatt. Am **2. Juni 2018** wird die Schenkung mit einem Sommerfest gefeiert und die Geschichte des Hauses mit verschiedenen Aktivitäten und Aktionen beleuchtet. Weitere Informationen folgen.

Die weiße Villa, Sitz des Zentrums für Mission und Ökumene, in Hamburg-Othmarschen, Foto um 1910.

Neue Buchreihe

Unter dem Titel „Die Weite des Evangeliums. Eine theologiegeschichtliche Regionalstudie zur Missionsbewegung in Schleswig-Holstein. Band I: Von der Reformation bis zum Ende des Ersten Weltkrieges“ erscheint im Dezember der erste Band in der Reihe „Studien zur Geschichte von Mission und Ökumene im Bereich der Nordkirche“. Der Autor Pastor Dr. Joachim Wietzke, ehemaliger Direktor des heutigen *Zentrums für Mission und Ökumene*, behandelt nicht nur die Entstehungsgeschichte der Breklumer Mission, sondern auch die regionale und darüber hinausgehende Theologiegeschichte mit dem Fokus auf dem Thema Mission. In der detaillierten Studie geht es weiterhin um die Gründung der verschiedenen Einrichtungen in Breklum und die Diskussion um das Verständnis und die Praxis von Mission in Schleswig-Holstein bis zum 1. Weltkrieg. Die Reihe wird vom *Zentrum für Mission und Ökumene* mitfinanziert.

Die nächste Ausgabe
erscheint am 1. März 2018

Unser aktuelles Projekt in Papua-Neuguinea

Kirche für die Menschen vor Ort

Für seine Entwicklung benötigt Papua-Neuguinea gut ausgebildete Arbeits- und Fachkräfte. Gleiches gilt für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Papua-Neuguinea, die daher mehrere Ausbildungseinrichtungen betreibt. Am Lutheran Church College in Banz beispielsweise gibt es neben biblisch-theologischen Angeboten Unterrichtsfächer wie: Verwaltung, Landwirtschaft, Technik, Hauswirtschaft und EDV. Viele Männer und Frauen, die in Banz studieren, bringen ihr Wissen und ihre Erfahrungen vom College für ein friedvolles Miteinander in die Arbeit ihrer Kirchengemeinden ein.

Wie die meisten Bildungseinrichtungen in der Welt erwirtschaften auch die für die Kirche und Gesellschaft in Papua-Neuguinea so wichtigen Ausbildungsstätten ihre Betriebskosten nicht selbst. Auch die kirchlichen Zuweisungen sowie die in Papua-Neuguinea üblichen Studiengebühren reichen nicht aus, den Betrieb und Erhalt, geschweige denn den Ausbau der Einrichtungen nachhaltig sicherzustellen. Die kirchliche Bildungsarbeit ist in Papua-Neuguinea wie in den meisten anderen ozeanischen Ländern auf zusätzliche Mittel angewiesen. Tragen Sie daher bitte durch Ihre Spende zur Unterstützung der kirchlichen Bildungsarbeit in Papua-Neuguinea und Pazifik bei!

Spendenkonto
des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 520 604 100 000 111 333
BIC: GENODEF1EK1 Evangelische Bank
Projekt 3301 Ausbildung PNG

Foto: M. Haalser (1), Titelfoto: Stefano Rellandini/REUTERS